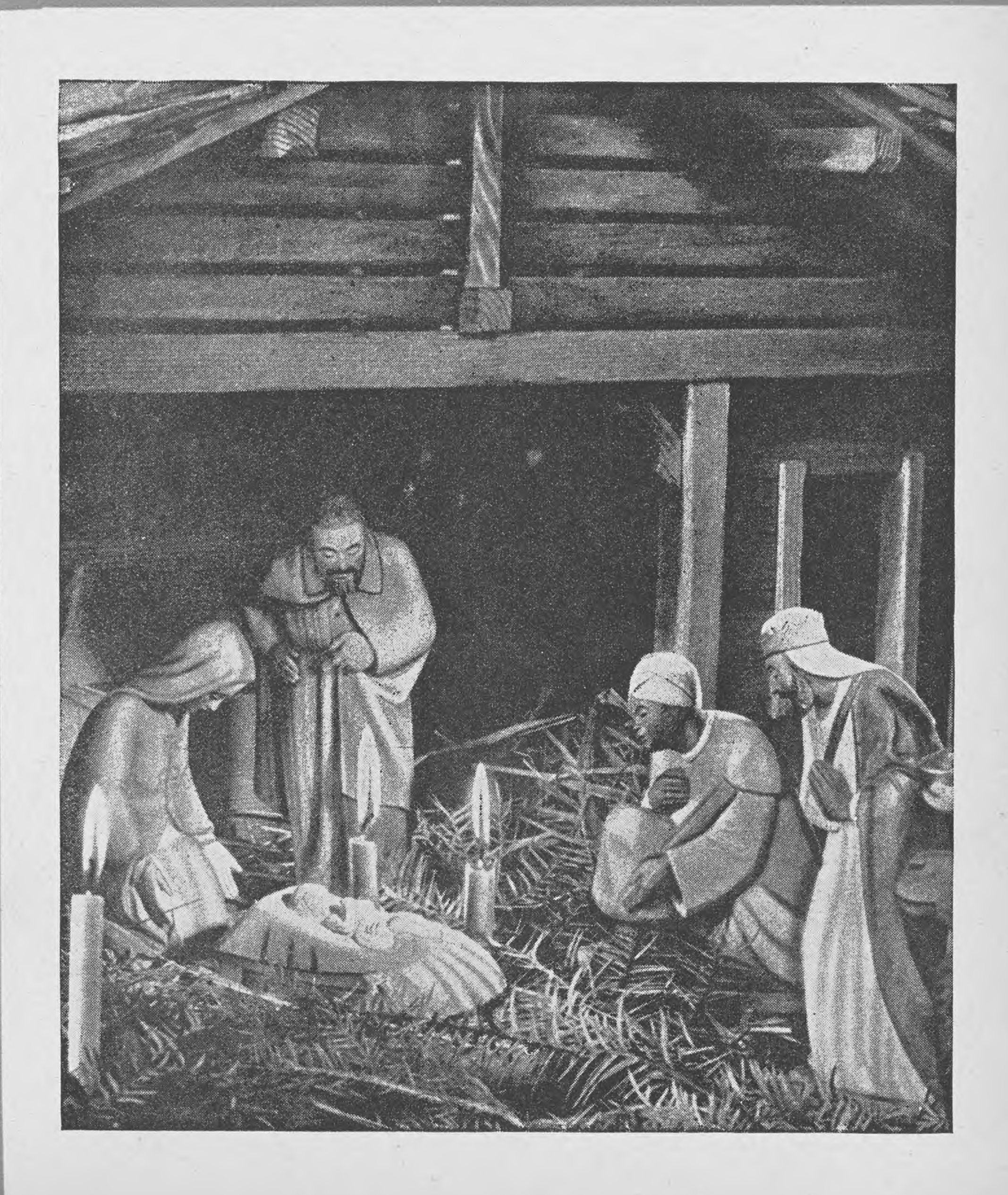
MARIENBOTE



Januar 1947



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922=24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 4 | Januar 1947 | 15. Jahrgang

„Seht--wir verkünden Euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist Euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, Christus der Herr. Und dies soll Euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend."

Ehre sei Gott in der Höhe,
Und Frieden den Menschen auf
Erden, die guten Willens sind!

Wir loben Dich, wir preisen Dich,
Wir beten Dich an, wir verherrlichen Dich!
Wir danken Dir ob Deiner großen Herrlichkeit!
Herr, o Gott, allmächtiger Vater!
Herr, Du eingeborener Sohn, Jesus Christus!
Herr, Du Lamm Gottes, Sohn des Vaters,
Der Du hinwegnimmst die Sünden der Welt:
Erbarme Dich unser!
Der Du hinwegnimmst die Sünden der Welt:
Nimm auf unser Flehen!
Der Du sitzest zur Rechten des Vaters:
Erbarme Dich unser!
Denn Du allein bist der Heilige,
Du allein der Herr,
Du allein der Höchste — Jesus Christus!
Mit dem Heiligen Geiste in der Herrlichkeit Gottes des Vaters!
Amen.

Weihnachten 1946

Donnernd rollt unser Jahrhundert dahin, immer tiefer hinein in die schwarze, lichtlose Nacht des Ungewissen. Und der Mensch treibt und peitscht es vor sich hin. Weder Zeit noch Interesse hat er, zurückzuschauen auf die rauchenden Ruinen, die er überall auf seinem rasenden Wege hinter sich gelassen, und die Not der Millionen, die da im Schutt der zerschlagenen Städte verkommen, rührt ihn nicht. Trotzig hält er seinen Blick immer dieselbe Unglücksstraße entlang, unbeugbar in seinem Glauben, daß da irgendwo in der Zukunft, hinter den Riesenbergen der Mißverständnisse und Revolutionen, der Haßwellen, Drohungen und Bomben, der sonnige Lebensraum des neuen Zeitalters doch liegen müsse. Einmal werde er es schon erreichen, das große Jahrhundert des neuen Menschen und des neuen Lebens. Nachdem er der Natur das Geheimnis der Atomzersplitterung entrungen, sollte es doch nicht mehr weit bis dorthin sein. Zersprengen kann er mit dieser Energie alle Felsen und Berge, die sich ihm entgegen stellen, und er wird es tun, wenn es Notwendigkeit werden sollte. Dann aber wird er wieder aufbauen in doppelter Pracht und Herrlichkeit seine Städte und Straßen, und die Totenfelder der Zerrissenen und der Verhungerten wird er umwandeln in Blumengärten.

So ist der Glaube und so ist das Hoffen des Menschen, der gegenwärtig wieder einmal einem neuen Jahre entgegenschaut. Und das Jahrhundert rollt dahin, getrieben von fieberheißen Händen und Hirnen, über Türme und Kulturen, über Menschen und Nationen, und das Lächeln Satans ist mit ihm.

In diese Welt senkt sich nun wieder still und leise die Heilige Nacht. Fromme Menschen stellen Weihnachtskrippen auf und zünden kleine Lichtlein an, deren liebes Strahlen die heiligen Personen von Bethlehem beleuchtet. Und da sehen wir sie wieder: Das kleine Gotteskindlein in der Krippe mit seiner reinen Mutter und seinem staunenden Vater. Über dem Stalle die frohsingenden Engel und die Sterne, um die Krippe herum Hirt und Hirtenbub, Schäflein, Ochs und Esel. Um das Ganze aber liegt es wie ein klingendes Lied: „Erschienen ist die Menschlichkeit und die Güte Gottes, unseres Erlösers!"

Welch' abgrundslose Tiefen liegen doch zwischen dem Göttlichen Erlösertum, das sich da aus den papierenen und wächsernen Figuren der Krippe so übereinfach offenbart, und dem großen Erlöserwahn der Welt, dessen Sprache die zerfallenen Mauern einstens stolzer Städte ist!

Beide reden sie von Menschlichkeit. Käme es aber zur letzten Entscheidung, dann ginge doch ein jeder ohne Zögern dorthin, wo die drei Könige ergriffen knien, der schwarze neben den zwei weißen, unter Hirten und Schafen. Dorthin, wo die führende Welt nicht aus grimmen Männern besteht, sondern aus einem Kinde in der Krippe, aus dessen Augen Reinheit strahlt und Güte und Gottes Liebe; aus einer liebholden Jungfrau, aus Engeln und Licht und Freude und Sicherheit.

Der Weg, der dorthin führt, kennt kein Blut und keine Tränen, es seien denn die Tränen der Buße und das Blut des Opfers des Einen für alle. Sonst gibt es aber da kein anderes Leid, denn jeder, der diesen Pfad wandelt, ist erfüllt von der Menschlichkeit und von der Güte, die er in Bethlehems lichthellen Stall zu schauen geht.

Und hier zeigt sich uns das große Wunder der Heiligen Nacht: Was da bei jubelnder Engel Sang erschienen, hat die Kraft, dem Menschen Menschlichkeit zu geben und Reinheit der Gesinnung. Es braucht nicht erst in Wut zu zerstören, um das Neue und Bessere aufzubauen. Mit dem Aufgange des Weihnachtssternes war dieses Neue und Bessere ja bereits auf Erden. Es konnte sich nur deshalb nicht in vollem Glanze zeigen, weil an ihm sich erfüllte, was die Schrift sagt: „Die Seinen aber nahmen Ihn nicht auf!"

Die Seinen gingen andere Wege. Wo sie bei Ihm standen, in reinem, unverfälschten Christentum, das ja sagte und ja meinte und jeder Sünde ein unzweideutiges „Nein" zur Antwort gab, da

war das Licht der Lebensräume Gottes, und Stadt und Land brauchten weder Wall noch Mauern.

Mit dem ersten Abweg aber, den der Mensch sich baute und der nicht ganz gerade nach Bethlehem führte, kam auch der Christenwelt die Notwendigkeit, Schutzwälle zu bauen und Schwerter zu schmieden, um sicher zu sein vor der Wut der Mitchristen.

Und das Lächeln Satans ist mit ihnen!

Gottes Lächeln ist aber stärker. „Wir haben Seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit." Wir glauben an diese Herrlichkeit und an die Kraft der Gnade von Bethlehem! Wir brauchen nicht zu sagen, daß es sich eines Tages schon zeigen werde, wer recht hatte, der Stall von Bethlehem mit seiner lieben Menschlichkeit, oder die tobende Philosophie der Welt mit ihrer Unmenschlichkeit. Es hat sich dieses ja bereits erwiesen.

Gottes Lächeln ist über dem Unverstand des sich so wichtig machenden Menschen!

Es hat dieses Gotteslächeln nichts gemeinsam mit dem schadenfrohen Grinsen des Satans. Es zeigt sich in ihm nur die Erhabenheit der Heiligkeit Gottes, die von keiner Atomzersplitterung zerrissen werden kann und die auch dann noch unendlich weit und tief an Erbarmen und Liebe bliebe, wenn alle Menschen Ihn haßten.

Das ist der Gott von Bethlehem!
Laßt uns zu Ihm gehen, um Ihn anzubeten!

Ein frohes Weihnachtsfest allen, die dieses lesen. Gottes Gnade ihnen im neuen Jahre des Herrn, und Licht und Erkenntnis allen, die guten Willens sind und guten Willen suchen.

H. Krawitzowski

Schriftleiter.

Maria und Jesus

Holder strahlet das Auge dir,
süße Mutter, im Glanz himmlischer Freude, wenn
auf den rosigen Knaben du
niederblickest und ihn leise dem Herzen nahst.
Zarter schlingen sich Blum' und Stamm
nicht zusammen, wie du, Kind, an der Mutter Blick,
wie die Mutter an deinem Blick
hängt und trinket in ihm Atem der Seligkeit.
O ihr beide, die nur ein Herz,
eine Seele belebt, Mutter dem Sohn du,
Sohn der Mutter des Lebens Band.

—Johann Gottfried Herder.



Allen Erlösersegen
der

Hl. Weihnacht



wünscht allen Lesern, Mitarbeitern und Freunden
zum

Neuen Jahre des Herrn

Der Marienbote
Die Oblatenpatres der St. Marienprovinz.



Drei Weihnachten.

Erstes Weihnachtsfest

Die alten Eichbäume vor der Kirche zu N. streckten ihre weißen Arme aus zum winterlichen grauen Himmel; Schneeflocken wirbeln hernieder und kleiden sie in seltsame, fantastische Formen. Die Kinder schauen sie erstaunt an und nennen sie in ihrer Einfalt die zwölf Apostel, mit der hl. Jungfrau und dem Heiland in der Mitte. Den ganzen Tag hindurch hallen die Glocken vom Turme und verkünden durch die fröhliche Luft: „Es ist Weihnachten, Christus ist geboren!"

Die Sonne versucht jetzt durch eine Schneewolke zu dringen, wirft ihre schwachen Strahlen auf die ehrwürdige Kirche mit den mächtigen Mauern und dem altertümlichen Turm. So hat sie da gestanden seit des ersten Heinrich Zeiten, beschattet von den hohen, mächtigen Eichenbäumen.

Im Innern des Gotteshauses vollzieht sich heute eine hehre Feier; zwischen hellstrahlenden Lichtern und feierlichen Triumphbogen bewegt sich ein glänzender Zug über den mit Blumen und Treibhausgrün geschmückten Boden dem Taufsteine zu, wo der jüngste Sprößling des erlauchten Fürstenhauses N. N. heute am hohen Weihnachtstage in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden soll.

Der kleine Täufling liegt auf einem samten Polster, umgeben von goldenen Spitzen und kostbaren Stikkereien; zwei Damen in prachtvollen Gewändern treten jetzt hinzu und tragen ihre kleine Durchlaucht zum Taufbrunnen. Des Priesters Stimme beginnt in feierlichem Tone die hehre Zeremonie, während der Akolyt daß große Buch hält, nicht ohne hin und wieder einen Blick auf das holde Gesichtchen zu werfen, das ihn wohl an einen Cherub aus lichten Höhen erinnert. Da bricht sich plötzlich jemand einen Weg durch die Pracht der seidenen Gewänder — und eine Frau mit zerlumptem Mantel und Schneeflocken auf dem Haupte erscheint — eine wilde, hagere Gestalt, vor der die vornehmen Damen schaudernd zurückweichen, während die Herren stirnrunzelnd sich zu ihr wenden.

„Großer Gott, wer mag das sein?" so hört man flüstern, „sie ist eine Verrückte; sie kann uns Unglück bringen — treibt sie fort."

Währenddes ist das arme Geschöpf zitternd auf die Knie gesunken und drückt ungestüm etwas gegen ihre Brust.

„Treibt sie fort!" lautete der Befehl Sr. Durchlaucht, und schon sind einige im Begriffe, denselben auszuführen, als der Priester die Handlung unterbricht, während die Frau in lauten, schrillen Tönen durch die Kirche ruft:

„Laßt mein Kind auch getauft werden. Halbtot hab ich es hierher geschleppt; laßt es ein Christuskind werden, ehe ich sterbe."

Bei diesen Worten schlägt sie ihren durchlöcherten Mantel auseinander und zieht ein armseliges Geschöpf, in Lumpen gehüllt, hervor.

„Mein Kind, mein Liebling; verwehrt meinem Kinde den Eingang in die Kirche nicht!"

„Nein, meine Tochter, auch dein Kind soll unter die Christenschar aufgenommen werden," spricht milden Tones der Priester, indem er sich zu ihr wendet, „warte jedoch bis" — „Warten?" unterbricht sie ungestüm. „Warten?" Also sterben soll ich, ehe ich mein Kind getauft weiß, o, um der Barmherzigkeit Gottes willen, versagt ihm den Eingang in die Kirche nicht!"

Nach einer minutenlangen Pause sagte der Priester ernst:

„Nun, es sei! Dein Kind soll getauft werden zugleich mit diesem erlauchten Kinde, für welches der Chrisam heute bereitet wurde, denn ist nicht Christus unser Herr, der Vater der Reichen, wie der Armen?" —

Hiermit wendet er sich an die Versammlung, Se. Durchlaucht runzelt schon die Stirn; — doch da ertönt eine sanfte Mädchenstimme an seiner Seite:

„Ja, Hochwürden, lassen sie das fremde Kind zugleich mit meinem Nichtchen getauft werden, ich bin sicher, daß die erlauchte Mutter desselben das arme Geschöpf nicht fortschicken würde."

Die arme Frau versucht sich zu er-

heben, aber sie kann es nicht; da beugt sich die junge Dame zu ihr und spricht in sanftem Ton:

„Ich will das Kind zum Taufstein tragen; Sie, Ärmste, vermögen es nicht!"

Damit nimmt sie die in Lumpen gehüllte Kleine der Armen und trägt sie zum Taufbrunnen.

„O Mistreß Molly; es kommt die Zeit, wo Gott dir diese edle Tat lohnen wird!"

Die Damen gaben im Flüstertone ihren Unwillen darüber Ausdruck, daß ihre Durchlaucht die Patenschaft für ein Bettlerkind übernehmen wollte, ja, einer der Herren machte sogar die Bemerkung, daß Mistreß Molly eine besondere Vorliebe für Lumpen und schlechte Gerüche haben müsse.

„Tritt ein in den Tempel Gottes, damit du Teil habest an Christo bis zum ewigen Leben," mit diesen Worten wendet sich der Priester an des Bettlers Kind. Die Stola wird ihm aufgelegt und nun werden beide Kinder, die in so sonderbarer Weise zusammen gekommen waren — das eine geboren im Schlosse des Reichtums und des Glanzes eines Palastes — das andere ein Kind der Armut — mit dem hl. Kreuze bezeichnet und in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen.

„Mary, Elisabeth, Winfriede, Walburga," dieser Name ward der kleinen Prinzessin beigelegt. —

„Wie soll jenes Kind heißen?" fragte der Priester. Mistreß Molly wurde rot wie eine Päonie; doch die arme Witwe kam ihr zu Hilfe.

„Nennen sie mein Kind nach des Heilands Mutter: Maria; einen besseren Namen kann sie nicht erhalten."

„Amen," ertönte eine tiefe Stimme, „und Fluch über England in den kommenden Zeiten, wenn seine Söhne und Töchter jenen Namen nicht mehr verehren wollen!"

Ein Schrecken bemächtigte sich der ganzen Versammlung. Von wem kamen jene Worte? Keiner vermochte es zu sagen. Wer konnte diese feierliche Warnung ausgesprochen haben? Wer durfte es wagen, in dieser Weise sich zu äußern über ihre Majestät und die neue Religion? Die Königin hatte sich bereits manches zu Schulden kommen lassen, doch nie würde



sie gewiß so weit gehen, die alte Religion, in der sie geboren und erzogen war, abzuschaffen. Königin Maria hatte sie wieder zu Ehren gebracht; sicherlich würde Elisabeth nicht wieder die Irrlehre einführen wollen. —

Die Abenddämmerung brach herein; war sie es, die die Gesichter der Anwesenden so seltsam erscheinen ließ?

„Empfanget das weiße Kleid und traget es unbefleckt zum Throne Gottes!" ertönte jetzt die Stimme des Priesters.

Ja, welches von diesen beiden Kindern wird in Unschuld vor dem Herrn wandeln und das Taufversprechen unverbrüchlich halten bis in den Tod?

„Empfanget die brennende Kerze und bewahret die Gnade der Taufe ohne Makel! Haltet die Gebote Gottes, so daß, wenn der Herr zu seinem Hochzeitsmahle ruft, ihr der Gesellschaft der Heiligen entgegengeht, das ewige Leben habet im himmlischen Jerusalem."

Und nun folgte — fast unhörbar — der letzte Segen.

„Gehe in Frieden, und der Herr sei mit dir!" Das letzte Amen ist verhallt; man hört das Rauschen der seidenen Gewänder; der Zug bewegt sich langsam aus der Kirche; nur einige Andächtige verharren noch

eine Weile im Schimmer der ewigen Lampe vor dem Herrn im Tabernakel. Mistreß Molly entfernt sich an der Kirchentür von der übrigen Gesellschaft und sucht nach der armen Frau und ihrem Kinde, doch sie sind nicht mehr zu finden. Die edle Dame ist enttäuscht; so gern würde sie der Bettlerin noch ein Goldstück in die Hand gedrückt, gern sich auch nach ihrer Wohnung erkundigt haben, um ihr fernerhin helfen zu können. —

„Tröste dich, Mistreß Molly, du gabest Besseres als irdisches Gut; die arme Frau begehrt solches nicht; ihren Herzenswunsch hast du erfüllet, sie nimmt ein Christkind mit in ihre Hütte." —

Massliebchen

Jesus spielte gern mit den Blumen, die im kleinen Garten in Nazareth blühten. Als aber der Winter kam, lachte nicht Stern und nicht Glocke auf den Beeten; alles war kahl, und ein langer Regen fiel vom Himmel. Da nahm Maria weißes Linnen und goldne Fäden, schnitt mit einer Schere winzige Blätter und nähte sie zu Sternchen und machte aus den gelben Fäden einen Tupf in die Mitte. Jesus schlief. Wenn er seine Augen aufmachte, sollten ihn die Blumen freuen. Im Eifer, die liebe Arbeit schnell zu tun, stach die Mutter Gottes sich ein wenig in den Finger. Die Spitzen der Sternblätter färbten sich rot, und die Blumen waren nun noch lieblicher anzusehen. Jesus wurde wach, jauchzte und streckte seine Hände aus. Da legte ihm Maria das Sträußlein hinein: Maßliebchen, die seitdem auch im milden Winter blühen und an den Sternblättern rote Spitzen haben.

Legende von Helene Pages.

Zweites Weihnachtsfest

Der Lenz kommt und geht, ebenso der Sommer und der Herbst; wogendes Gras, Blumen und Vögel und goldene Ähren sind wiederholt vor grauem Himmel, braungefärbten Zweigen, absterbenden Blättern gewichen. Die alten Eichenbäume vor dem Gotteshause in N. haben den Schnee und den Frost von mehr als 7 Wintern getragen, das kleine Baby des Schlosses ist zur Lady Batty herangewachsen, einem schönen Kinde, mit langem, goldenem Haar und rosigem Engelsantlitz.

Und was ist aus dem anderen Kinde geworden, das vor 7 Jahren am Weihnachtsfeste getauft wurde? Hügel und Moorland sind wieder mit Schnee bedeckt, gerade wie vor 7 Jahren. Die Sonne ist eben aufgegangen und sendet ihre Strahlen auf die zugefrorenen Bäche, läßt die Eiszapfen an den Zweigen gleich Diamanten glitzern. Auf der weißen, weiten Mantelfläche, die das Moor bedeckt, ist weder die Spur eines Menschen noch eines Tieres zu entdecken; am äußersten Ende steht eine einsame Hütte und vor derselben ein kleines, barfüßiges Kind, das mit weitgeöffneten Augen auf die Schneelandschaft blickt — es kommt der Kleinen wohl vor, wie ein Traum, gestern noch alles braun, heute blendend weiß und schön. Hat sich die Erde vielleicht geschmückt, weil heute Christkinds Geburtstag ist? Zwar im Innern der Hütte ist alles armselig wie immer, doch da draußen ist die Luft so klar, und jeder Ast und jeder Zweig erscheint wie eine Botschaft aus Himmelshöhen; die Kleine steht da, wie festgebannt, ein Rotkehlchen singt in ihrer Nähe; sie beachtet es nicht; sprechen vielleicht Engel mit den kleinen Kindern, wenn wir diese abwesenden, träumerischen Blicke in den blauen Augen sehen? — Nach einigen Minuten kehrt das Kind wieder in die Hütte zurück und stellt die eifrige Frage:

„Mutter, kann ich das Christkind niemals sehen?"

Auf einem armseligen Strohsack liegt eine kranke Frau, die mit matter, trauriger Stimme antwortet:

„Ach, ich würde den Weg wohl selbst nicht mehr finden können; seit 7 Jahren bin ich nicht mehr in der Kirche gewesen, — und doch ist heute Weihnachten."

„Aber, Mutter," hub das Kind wieder an, „du sagtest mir, heute sei sein Geburtstag; kann ich ihm nicht etwas schenken?"

„Mein armes, kleines Mädchen, was wolltest du ihm wohl schenken? Ach, Molly, gäbe mir doch Gott die Gesundheit wieder, daß ich dich einmal mitnehmen könnte zu seinem Altar, in sein heiliges Haus."

„Ist das sein Haus, Mutter, wo der weiße Turm da hinten steht?"

Ja, mein Kind, dort ist es."

„Was für Geschenke werden sie ihm heute geben, da sein Geburtstag ist?"

„Geschenke!" sprach die Mutter, „Blumen und Kerzen und Immergrün, damit wird man sein Haus schmücken an diesem Tage!"

„Erzähle mir etwas von seinem Hause, Mutter!"

„Gern, mein Kind, dort in seinem Hause hängt eine goldene Lampe, die brennt Tag und Nacht vor einem schönen Altare, wo das Christkind täglich für uns herabsteigt; o, könnte ich nur einmal wieder zur heiligen Messe gehen, doch es wird mir wohl niemals mehr vergönnt sein: Dein Wille geschehe."

Es folgte ein minutenlanges Schweigen. Ein Strahl der Morgensonne drang durch die Öffnung, die der armen Hütte als Tür und Fenster zugleich diente; das Licht fiel auf das braune Haar des Kindes und umgab das blasse Gesicht der armen Frau mit einem goldenen Schimmer.

„Erzähle mir jetzt etwas vom Christkind, Mutter, wurde es im Schnee geboren?"

Und nun ward die alte und doch ewig neue Geschichte vom Christkindlein zu Bethlehem erzählt und das kleine Mädchen horcht in stummem Entzücken. Da nahten sich Schritte und es trat ein alter Mann herein mit weißem Haar und weißem Bart, der von dem Kinde als Oheim Joseph begrüßt wurde.

Gern hätte sie ihn gleich mit allerhand Fragen bestürmt, doch er war bald in angelegentlichem Gespräche mit der Mutter begriffen.

„Neue Strafgesetze im Namen der Königin!" was konnte das bedeuten? Doch das Kind denkt nicht wei-



Es sangen die Engel so froh und so rein
Ein Liedchen vom klitzkleinen Christkindelein.
Sie bliesen die Flöte und spielten die Geig',
Und machten es schöner wie's Vöglein im Zweig.
Da hob seine Hand das so viel holde Kind
Und segnete Engel und Hirten und Wind.
Es segnete Tiere und Städte und Land,
Und alles, was damals die Krippe umstand.
Maria und Joseph, die freuten sich sehr,
Und riefen die jubelnden Engelein her.
Die kamen und reigten und jauchzten gar froh
Dem lieblichen Christkind im duftenden Stroh.
Da sprachen die Hirten: „Jetzt gebt einmal Fried',
Damit auch wir singen dem Knäblein ein Lied!"
Die Engelein riefen: „Das wäre gar schlimm,
Wenn ihr wolltet singen mit euerer Stimm'!
Da draußen im Felde liegt Eis und liegt Schnee,
Dort könnet ihr singen, 's tut niemandem weh!"
(O eia, ihr Englein, was saget ihr da?
O Joseph, o hilf uns, o hilf, Maria!"
Da lächelt die Jungfrau: „O singet nur all',
Es ist keine Stimme zu grob hier im Stall.
Mein Kindlein hat Freude an Engel und Hirt,
An jeglichem Sünder, der herkommen wird.
Ein jeder darf singen und geigen mit Freud',
Denn Jesus, der Heiland, ist hier bei uns heut!"
Da freuten sich Englein und Hirten zumal
Und sangen und bliesen durch Berge und Tal:
„Der Herr ist geboren! O liebliche Kund!
Kommt her, all' ihr Menschen, und segnet die Stund!"

H. K.

ter darüber nach; sein kleiner Geist ist mit dem weißen Turme beschäftigt und wie es wohl am besten den Weg durch das Moor finden kann. Als der alte Mann jetzt die Hütte verläßt, läuft es ihm nach und zieht ihn an den Rock. „Lieber Onkel Joseph, nimm mich doch mit zum Christkind!"

„Aber du bist ein merkwürdiges Kind!"

„O, nimm mich mit," flehte sie inständig, „ich wollte so gern zur Kirche mit dem weißen Turm."

Ein Schatten geht über das braune, verwitterte Gesicht des Alten, und seine Stimme zittert, als er sagt:

„Du wirst das Christkind doch nicht mehr finden, kleine Mary, die Kirche dort ist nicht mehr sein Haus."

Dann wendet er sich ab und läßt das Kind traurig zurück. Für einen Augenblick steht das Mädchen dort unentschieden; dann aber läuft es durch den Schnee, nicht in der Richtung, die der alte Mann genommen hat, sondern nach der entgegengesetzten Seite, dorthin zu jener Baumgruppe, hinter welcher der weiße Turm zum rosigen Morgenhimmel zeigt.

„Der Oheim hat diesmal unrecht," sagte sie zu sich selbst. „Mutter weiß es besser, Mutter ist oft dagewesen, und Mutter lügt nicht."

Der Schnee knistert unter ihren Füßen, aber die kleine Mary schritt mutig darüber her, immer weiter, immer weiter, ohne Furcht; ihre blauen Augen leuchten, ihre Wangen glühen in der frostigen Luft. Im blauleinen Gewand, mit bloßen Armen und Füßen, ohne Mantel, ohne Kopfbedeckung — so wandert sie unter dem winterlichen Himmel einher, die Wolken sind rot und golden gefärbt, und ein Rotkehlchen hüpft vor ihr her und zwitschert ein fröhliches Liedchen. Nun ist sie nahe der Baumgruppe; unwillkürlich stößt sie einen Freudenschrei aus; da unten, gerade vor ihr liegt die Kirche mit dem weißen Turme; sie schreitet durch den tiefen Schnee, der sich vor der mit Eisen beschlagenen Tür aufgehäuft hat, und bleibt dann einen Moment

stehen. Da drinnen hört sie eine laute, barsche Männerstimme, und durch die Öffnung sieht sie viele Männer und Frauen — was bedeutet das wohl? Kaum getraut sie sich einzutreten; denn der Mann sieht gar so finster und böse aus, und spricht so laut. Doch, was tut es? Das Jesuskind ist ja in der Kirche; was braucht sie sich da zu fürchten?

Beherzt tritt sie ein und bahnt sich einen Weg durch die Menge, die auf die Knie hingesunken dort liegt; die kleine Mary sieht sich erstaunt nach allen Seiten um.

Mary denkt nicht mehr an die vielen Menschen, nicht mehr an den finstern Mann; sie sucht die kleine Lampe, von der Mutter ihr erzählt, — und kann sie nirgends finden. Tränen der Enttäuschung kommen ihr in die Augen; sie schlägt die Hände zusammen und ruft aus: „Es ist nicht mehr da; das Christkind ist nicht mehr da!"

Einige der Anwesenden halten in ihren Gebeten inne und werfen mißbilligende Blicke auf die Kleine; manchen Herzen mag die unschuldige Stimme des Herzens vorkommen wie das anklagende Gewissen; haben sie doch verlassen die alte Religion ihrer Väter, von sich geworfen die kostbare Perle des Glaubens. Einer der Männer erhebt sich jetzt und nimmt sie an den Arm mit den Worten: „Fort mit dir, unartiges Kind, in der Kirche schreit man nicht!"

„Ja, geh heraus, kleine Mary, diese Kirche ist kein Platz mehr für dich; das Jesuskind, das du suchest, ist nicht mehr da!"

Als Mary aus der großen Tür ging und in den hellen Sonnenschein da draußen trat, füllten sich ihre Augen mit Tränen, und sie begann bitterlich zu schluchzen. In einiger Entfernung erblickte sie jetzt eine kleine, hölzerne Tür, die in eine Allee führte; hinter derselben breitete sich ein großer Garten aus. Blumen waren zwar nicht zu sehen, die zugefrorenen Springbrunnen plätscherten nicht; doch wundervolle, weiße Figuren erhoben sich auf der großen Balustrade und etwas höher flatterte eine Fahne im hellen Sonnenscheine. Die Kleine stand in lebhaftem Entzücken da, da öffnete sich eine Tür und heraus trat ein Kind in schneeweißem Gewande mit goldenem Haar und rosigem Engelsantlitz, das ganz verwundert ausrief:

„Was tust du hier kleines Mädchen? Dieser Garten gehört uns."

„Ich wollte an deinem Geburtstage zu dir kommen; ein Geschenk habe ich aber nicht," fügte sie traurig hinzu.

Das andere Kind starrt sie mit weitgeöffneten Augen an.

Heute ist nicht mein Geburtstag, der war auf Thomas."

„Bist du denn nicht das Christkind?" fragte Mary lebhaft.

Statt aller Antwort bricht die Kleine in helles Lachen aus; Mary lacht auch, und nun nahmen sich beide Kinder an die Hand und wandern durch die breiten Gartenwege.

„Willst du mit mir in unser Haus gehen, kleines Mädchen?" fragt nach einer Weile das vornehme Kind.

„Gern, aber dann mußt du mir auch das Christkind zeigen," war die traurige Antwort.

Die andere zeigte nach der Richtung nach der Terrasse hin.

Mit den Worten: „Dort ist das Jesuskind," führte sie das Bettlerkind weiter — ein seltsames Paar, die eine in armseligem Beinkleidchen, mit bloßen Füßen — die andere in weißem kostbaren Gewande.

Sie treten durch eine Seitentür des großen Palastes, und kommen, nachdem sie einen langen, schmalen Gang durchschritten haben, in ein kleines Zimmer, das zur Kapelle eingerichtet ist. Lady Betty gibt der Kleinen einige weiße Blumen, Christrosen, die sie vorhin abgepflückt hat, mit den Worten: „Da, diese sind für dich!"

Eine goldene Lampe erhellt den Raum.

„Dies ist also der Raum, wo Christkind wohnt. Ach ja — da liegt es — ein kleines Kind auf Heu und Stroh — wie arm und kalt ist es, doch lächelt es und scheint Mary einzuladen, näher zu treten."

Ja, ich habe dir ein Geschenk mitgebracht, liebes Jesuskind, hier sind schöne Blumen," sagt sie leise und stellt sich auf die Zehen, indem sie die Christrosen in die Höhe hält. Sie wundert sich, daß das Jesuskind nicht spricht; doch sie legt die Blumen auf den Altar und wartet geduldig — gewiß erwartet sie, daß das Jesuskind wie einst dem Hermann Joseph, so auch ihr die Hand entgegenstreckt — doch nur Schweigen herrscht im kleinen Raum. Von dem mühsamen Wandern durch den Schnee ist das Kind müde geworden; die kleinen Augen werden schwer, das Lockenköpfchen sinkt auf den bloßen Arm herab und das Kind fällt auf den Stufen des Altars in tiefen Schlaf.

„Sieh, Mutter," ruft Lady Betty aus, „dort ist das fremde, kleine Mädchen, das dem Jesuskind heute

Die heilige Nacht

Wieder mit Flügeln, aus Sternen gewoben,
Senkst du dich herab, o heilige Nacht;
Was durch Jahrhunderte alles zerstoben —
Du noch bewahrst deine leuchtende Pracht.
Leerend das Füllhorn beglückender Liebe,
Schwebst von Geschlecht zu Geschlecht du vertraut;
Wo ist die Brust, die verschlossen dir bliebe,
Nicht dich begrüßte mit innigstem Laut?
Und so klingt heut' noch das Wort von der Lippe,
Das einst in Bethlehem preisend erklang,
Strahlet noch immer die liebliche Krippe,
Tönt aus der Ferne der Hirten Gesang.
Was auch im Sturme der Zeiten zerstoben —
Senke herab dich in ewiger Pracht,
Leuchtende du, aus Sternen gewoben,
Frohe, harzduftende, heilige Nacht.



an seinem Geburtstag etwas schenken wollte, siehe, nun schläft es."

Die edle Schloßherrin läßt das schlummernde Kind ins warme Zimmer tragen, und während sich dort am Kamin die kalten Glieder erwärmen, öffnen sich die Augen und das Kind sieht die fremden Gesichter an — alles kommt ihr seltsam und doch so überaus schön vor. Als die Dämmerung sich bereits in völlige Dunkelheit verwandelt hat, kommt ein alter Mann, und erkundigt sich, ob man hier vielleicht ein fremdes Kind gesehen hat; er erzählt von der Angst der armen Mutter, die seit dem Morgen schon ihren Liebling vermißt. Ein Landmann habe ihm erzählt, daß er ein Kind über das Moor habe gehen sehen; so habe er seine Schritte hierher gelenkt.

„Des Kindes Mutter," schließt er, „meine Schwester, vergeht fast vor Angst in dem Gedanken, es könne unter dem Schnee begraben sein; ich will eilen, daß ich ihr den Liebling zurückbringe. Dem lieben Gott sei Dank, daß er die Schritte der Kleinen zu diesem guten Obdache geleitet hat, und auch Ihnen Dank, Madame, daß Sie sich des Kindes so liebreich angenommen haben." —

Nachdem die edle Dame das Kind in einen warmen Mantel gehüllt hatte, entließ sie es, nicht aber, ohne vorher den Wunsch auszusprechen, es möge öfter zur kleinen Lady Betty kommen, die es in den wenigen Stunden bereits liebgewonnen habe.

Und nun trug der alte Mann im hellen Mondenscheine das verlorene Lämmchen über das Moor und legte es frisch und gesund in die Arme der glücklichen Witwe. Die blauen Äuglein öffneten sich, und halb im Traume noch flüsterte das Kind:

„Mutter ich habe das Jesuskind gesehen und eine wunderschöne Dame in einem Garten, o, sie waren so lieb und so gut und gaben mir viele Geschenke — doch dann kam Oheim Joseph und holte mich wieder." —

Drittes Weihnachtsfest

Bessere Tage haben für die arme Mary begonnen; sie ist seit einiger Zeit als Kammerjungfer ins Schloß gekommen. Die Moorhütte liegt zwar etwas zu weit, als das sie alle Tage ihre Mutter sehen könnte: doch sehr häufig fährt Lady Betty selbst sie hin; und das ist dann jedesmal eine besondere Freude für Mary.

Mistreß Molly, die edle Dame, die damals als Taufpatin gestanden hatte für der armen Witwe Kind, ist seitdem nicht wieder im Schloß gewesen; es sind schwere Zeiten für England hereingebrochen, und Mistreß Molly mußte mit Vater und Bruder über den Ozean, um den Strafgesetzen zu entgehen, die der Religion wegen erlassen worden waren. Se. Durchlaucht ist bisher noch verschont geblieben mit Rücksicht auf die hohe Stellung, die er bekleidet, doch gar bald wird die Reihe auch an ihn kommen.

Lady Betty zählt zu den Hauptschönheiten des Hofes und hat viele Anbeter; wenn die Familie für einige Wochen nach London übersiedelt, darf Molly für die Zeit nach Hause gehen zu ihrer Mutter, die von Oheim Joseph mit rührender Sorgfalt gepflegt wird. Dann kann sie nicht genug erzählen von den edlen Damen, ihren Beschützerinnen, von der großen Gastfreundlichkeit im Schlosse; sie erzählt, wie ihr Durchlaucht mit eigener Hand heilende Kräuter bereitet für die Armen und Kranken, die ans Tor kommen, und wie an Festtagen Lady Betty Obst und Kuchen an die Kinder verteilt.

Molly hat keine Verehrer; wenn sie an hellen Sommertagen so träumerisch gen Himmel blickt, die purpurne Abendsonne betrachtet oder verloren ist im Anblick all der schönen Blumen und Kräuter, oder wenn sie unter der roten Tanne sitzt und auf das nimmer enden wollende Flüstern der Zweige lauscht, dann fühlt sie ihr Herz näher bei Gott, dem Schöpfer und Urheber alles Schönen und Guten. —

Die Familie war wieder in London, wurde aber zu Weihnachten zurückerwartet.

Mollys Mutter lag am Sterben.

„Meine letzte Stunde," sagte sie, „ist gekommen; ach, wenn doch ein Priester zu finden wäre — doch Gottes hl. Wille geschehe!"

Mary schaut träumenden Auges zum Fenster hinaus; es ist ihr, als ob ihr junges Herz zerspringen wollte.

Das Moor ist in dichten, undurchdringlichen Nebel gehüllt — horch! —hört sie da nicht plötzlich Pferdegetrappel? Sie späht, kann aber in der Dunkelheit nichts entdecken. Alle die alten Geistergeschichten kommen ihr in den Sinn — ihr Herz zieht sich krampfhaft zusammen, das Pferdegetrappel kommt näher und näher, und endlich glaubt sie zwei Reiter zu entscheiden, die gerade auf das matte Licht der Hütte zuzukommen scheinen. Sie hat sich nicht getäuscht, zwei Reiter näheren sich wirklich, und der eine führt noch eine in Pelz gehüllte Dame auf gepolstertem Sattel mit sich. Schon kann man deutlich Stimmen unterscheiden.

„Ich dachte schon, es wäre wieder eins der verfluchten Irrlichter," sagte eine rauhe Männerstimme; „der hl. Raphael hat's heute nicht gut mit uns gemeint." „Sprich nicht so," sagte jetzt ein anderer in vorwurfsvollem Tone, „Gott hat seine Hand über uns gehalten und uns einen guten Schutzengel gesandt."

Nun ertönte die sanfte Stimme der Dame.

„Gebe Gott, daß hier ehrliche Leute wohnen, die uns den Weg durch diese wilde Gegend zeigen können; bleibe du aber sitzen, teurer Bruder, laß Humphrei absteigen und fragen". — Die letzten Worte waren in ängstlichem Flüstertone gesprochen.

„Halten sie es nicht für gut, Mistreß Molly," sagte der erste wieder, der der Bediente zu sein scheint, „daß wir die Nacht hier bleiben? Es ist gefährlich, bei solchem Nebel weiter zu reiten; der Böse selbst könnte ihn nicht durchdringen, und sehen sie nur, die Tiere sind auch erschöpft."

„Es scheint mir nicht ratsam zu sein, hier zu bleiben; man weiß nicht, ob es hier sicher genug ist." —

Doch da unterbrach sie der, den sie Bruder angeredet hatte:

„Ich glaube, die Moorbewohner sind ungefährliche Leute, werden nicht einmal etwas merken — liebe Molly — gehe darum nur, Humphrey, und frage, ob wir bleiben können." —

Nach einer Weile sieht sich unsere Mary wirklich einem Mann in ledernem Wams, mit Schwert und Pistole umgürtet, gegenüber.

„Guter Gott," ruft sie erschrocken aus — „wir sind arme Leute; Sie können nichts bei uns finden. — Ein Obdach wollen Sie haben? Ach Gott, meine Mutter liegt am Sterben; suchen Sie doch anderswo unterzukommen." —

Mittlerweile ist die Dame auch abgestiegen, — und als Molly dieses edle Antlitz erblickt und die sanfte, wohlklingende Stimme hört, da vergeht ihr alle Furcht und sie beeilt sich, der Dame den schweren Mantel abzunehmen und Sitze ans Feuer zu rücken. Es ist ein offenes Feuer, dessen Rauch aus der Tür und einem Loche der Decke steigt; die Dame, die sich nicht genug wundern kann, wie das Mädchen inmitten solcher Armut so reinlich und geschmackvoll gekleidet ist, fragt jetzt:

Wie heißen Sie, liebe Kleine?"

„Ich heiße Mary, werde aber meist Molly genannt."

Mit diesen Worten stellte sie eine hölzerne Schüssel mit Suppe und etwas Schwarzbrot auf den armseligen Tisch und entschuldigt sich, daß sie nicht mit mehr aufwarten kann.

„Wir wollen nach Schloß Cantor," sagte die edle Dame, „wissen Sie, wo es liegt?"

Das Christkind liebt die Armen

Die Schwester Margareta vom Kreuz, die Tochter des Kaisers Maximilian II., war eine große Verehrerin des Christkindes. In der heiligen Nacht stimmte sie, an der Spitze ihrer Schwesternschar vor der im Klarissenkloster zu Madrid aufgestellten Krippe kniend, gar schön das **Gloria in Excelsis Deo** an. Ihre Augen glänzten in Tränen vor übergroßer Freude in ihrer festlich gestimmten Seele. Sie nahm das Christkind aus der Krippe und wiegte es in ihren Armen und meinte das wirkliche Gotteskind zu halten und als eine Mutter mit ihm zu kosen. Sie sagte, sie befinde sich jetzt im Stalle von Bethlehem als eine Magd Unserer Lieben Frau und Herrin. Niemals auch vergaß sie zu Ehren der heiligen Familie eine arme Familie auf das freigebigste zu speisen und zu kleiden.

Einmal hatte sie schon alles, was sie besaß, aus Liebe zum Christkind an die Armen verteilt, da kam ein Kind in einem überaus dürftigen Kleid an die Klosterpforte und bat um etwas, damit es seine Blöße decke. Margareta kniete vor der Krippe nieder und zog dem Wachsjesulein das prachtvolle goldene Röckchen aus und sagte: „Erlaube mir, mein schönes Jesuskind, daß ich dir dein Kleid wegnehme. Du willst nicht, daß deine Armen entblößt gehen, denn du leidest ihre Armut mit. Ich weiß, du bist es wohl zufrieden, daß ich diesem armen Kinde dein Gewand gebe."

A. Hungari.

Krippenlied

Maria, ach liebe Maria,
Wo schläft dein Jesuskind?
Gewiß in goldener Wiegen
Tut es auf Daunen liegen,
Auf Samt und Seiden lind
Schläft wohl dein Jesulein,
So muß es sein.
Maria, ach liebe Maria,
Wo haust dein Jesuskind?
Gewiß in prunkvollem Glaste
Im königlichen Palaste
Von kostbarem Marmorstein,
So haust das Jesulein,
So muß es sein.
Ach nein, da wär's zu ferne
Von uns, das Jesulein,
Es liegt nur auf Stroh im Stalle,
Da dürfen wir alle, ja alle
Ganz nahe bei ihm sein.

E. Triebnigg-Pirkhert.



Weihnachtsmorgen

„O ja, die Familie ist noch nicht zurückgekehrt," antwortete Mary, „ach Madame," fährt sie dann traurigen Tones fort, „meine Mutter liegt am Sterben; sie verlangt so sehnlichst nach einem Priester und meint immer noch, es müsse einer kommen, obschon ich sicher bin, daß es vergebliche Hoffnung ist."

„Du bist aber kühn, jetzt von einem Priester zu sprechen, es ist gegen das Gesetz!"

Es ist Humphrey, der so spricht, und des Mädchens blasses Gesicht errötet lebhaft.

„Seit wann ist es Gesetz in England, daß man die Herde ihrer Hirten beraubt?" ruft sie schmerzlichen Tones aus.

Mädchen, Mädchen, wenn einer dich so sprechen hörte, könnte es dein Tod sein!"

Mistreß Molly machte dem Sprecher ein Zeichen. —

„Was sagten Sie da," ruft das Mädchen erregt aus, indem sie ihre dunklen Locken zurückwirft — „sind auch Sie Anhänger der abtrünnigen Königin — ja, eine abtrünnige ist sie; sie verließ den Glauben ihrer Väter."

Es folgte ein Schweigen nach dieser offenen Rede des einfachen Landmädchens; nur der Bediente, der zuerst gesprochen, murmelte in bewegtem Tone ein laut vernehmbares „Amen".

Da hörte man auf einmal die matte Stimme der Sterbenden:

„Tun Sie ihr nichts; bitte, tun Sie meinem Kinde nichts zu Leide."

Die vornehme Dame erhebt sich und geht zum Bette der Kranken,

„Nein, gute Frau," sagte sie sanft, „fürchten Sie nichts; Ihrer Tochter wird kein Leid geschehen!"

Der matte Strahl des Feuers fällt jetzt auf das edle Antlitz — und obschon dasselbe Spuren des Leids und der Sorge trägt, wird es von der Kranken doch gleich erkannt — sie streckt ihre abgezehrte Hand aus, während Tränen ihr über die bleichen Wangen rollen.

„Mein Gott, nach so langen Jahren! Ich dachte, Sie nie wieder zu sehen — gute Dame, doch sie sind es! Ja, Sie sind es wirklich, — damals waren Sie fast noch ein Kind, als Sie am hohen Weihnachtstage in jener Kirche meiner Molly Taufpatin wurden!"

„Gute Frau, weinen Sie nicht," sagte Mistreß Molly in weichem Tone; „Gott hat mich sicherlich gesandt, um mich auch jetzt wieder Ihrer Tochter anzunehmen, die jetzt allerdings zu einem blühenden Mädchen herangewachsen ist — ich nehme sie in Zukunft ganz zu mir; so lange sie lebt, kann sie bei mir bleiben; weinen Sie nicht!"

Und nun kommt unsere Molly und kniet an ihrer Mutter Bett und hört die Geschichte ihrer Taufe — und dann — o wunderbare Fügung! — sagt ihnen Mistreß Molly, daß das Gebet der Witwe erhört ist: daß ein Priester wirklich bei ihnen ist und ihr all die Tröstungen spenden wird, die die hl. Kirche ihren Kindern für die Todesstunde anbietet.

Der Mond sendet jetzt sein volles Licht hernieder, die Nebel zerstreuen sich, ein sanftes Lüftchen weht — und den dort Knieenden scheint es wie eine Vorbedeutung davon, daß die gegenwärtige Finsternis bald verschwinden und das Licht wieder erscheinen wird.

Die letzte Absolution wird gegeben; die hl. Wegzehrung wird der Sterbenden gereicht — und als die Morgendämmerung anbricht, ist der Geist aus der leblosen Hülle entflohen — Mollys Mutter ist tot.

Die edle Mistreß Molly, die das Mädchen bereits liebgewonnen hat, nimmt sie ganz in ihre Dienste. — Mary erfährt bald, daß der gute Priester, der ihrer guten Mutter in der letzten Stunde beigestanden hat, Mistreß Mollys einziger Bruder ist, der über den Ozean herüber gekommen war, um in seinem Vaterlande verirrte Seelen wieder auf den rechten Weg zu führen, wenn auch Kerker und Tod seiner warten sollten. Mary hegte große Furcht, daß die Häscher kommen werden, um ihn dort im Hause seiner Verwandten gefangen zu nehmen; Lady Betty in ihrem leichten Sinn teilte die Befürchtung keineswegs. „Nein, gute Molly," sagte sie, „ohne dich und das Feuer deiner Hütte würde mein Onkel sicherlich sein Leben im Nebel verloren haben; wie Gott ihn da schützte, wird er ihn auch ferner schützen. Glaube nur, er ist sicher bei uns; niemand wird es wagen, in meines Vaters Haus zu dringen."

Aber die Stunde ist nicht mehr fern, wo Mary die Liebestat, die ihr in den ersten Tagen ihrer Kindheit um Christi willen erwiesen worden war, der edlen Wohltäterin reichlich lohnen wird.

Es ist Weihnachtsabend. Schwere Regentropfen fallen von Baum und Dach; ein trostloser Nebel umhüllt die Erde, gleich, als ob er ihre winterliche Armut verbergen wollte. Molly sitzt im Zimmer ihrer Herrin und schaut träumenden Blickes zum schmalen Turmfenster hinaus. — seltsamer Weihnachtsabend! Kein Laut der Festesfreude, traurige Stille im ganzen Hause, Bestürzung auf allen Gesichtern; der Schloßherr durchmißt blaß und finster die große Schloßhalle; die Schloßherrin ringt verzweifelt die Hände. —

Was bedeutet das alles? Ach, das Schreckenswort: „Die Häscher kommen", geht von Mund zu Munde. Am Vormittag hat Se. Durchlaucht eine warnende Nachricht aus Freundeshand erhalten, das sein Haus durchsucht werden würde, da er im Verdacht stehe, einen Priester zu beherbergen für das bevorstehende Weihnachtsfest. — Darum die Bestürzung überall — wo sonst nur Frieden herrschte. —

Das Antlitz der Mistreß Molly ist geisterbleich geworden.

„Guy," spricht sie, „teurer Bruder, wenn sie dich ergreifen, mögen sie auch mich töten; ohne dich ist mir das Leben nichts mehr."

„Sprich nicht so, Schwester," antwortete er, „ergeben wir uns ganz in Gottes Willen, mag er nun mein Leben fordern oder es noch verlängeren zu seinem hl. Dienste; sein Wille geschehe!" —

Der Priester war in einem jener geheimen Gemächer, deren Schloß Cantor so viele hat, untergebracht.

Mary kniete im Turmzimmer, da hörte sie plötzlich lautes Klopfen am Tor — ihr Herz drohte vor Angst zu zerspringen. Inständig flehte sie, Gott möge in seiner großen Barmherzigkeit die schreckliche Gefahr abwenden; sie rief alle glücklichen Bewohner des himmlischen Paradieses an, mit ihr zu bitten für den Priester Gottes, der noch so viel im Weinberge des Herrn arbeiten konnte.

Da öffnet sich die Tür und Mistreß Molly stürzt atemlos herein, gefolgt von Ihrer Durchlaucht, die in der größten Bestürzung ausruft:

„Wir sind verloren; alle Verstecke sind bekannt; unser Haus barg einen Verräter; o Gott, was sollen wir tun?"



Winterruhe

Mistreß Molly antwortet nicht; sie steht da, blaß und unbeweglich wie eine Statue. —

„O Gott, hilf mir, daß ich sagen kann, dein Wille geschehe!" rang es sich endlich von ihren bebenden Lippen.

Jetzt tritt Molly, das Kammermädchen, näher und flüstert:

„Verzeihen sie mir meine Kühnheit, edle Herrin, aber wenn ich doch den ehrwürdigen Priester in unsere Hütte im Moor führen könnte; selbst die Landleute wissen kaum, wo sie liegt, und keiner würde uns durch diesen dichten Nebel folgen können."

Noch ehe sie es gesprochen hatte, hörte man in der Halle laute Stimmen, dazwischen Gläsergeklirre; die Häscher scheinen ihre Untersuchung ein wenig unterbrochen zu haben; es ertönen wilde Lieder, wüstes Geschrei und Gelächter. —

„Mädchen, bist du deiner Sache sicher? wäre das wirklich möglich?" fragt Ihre Durchlaucht mit bebender Stimme — „wolltest du den gesalbten des Herrn retten?"

„Mit meinem Leben, wenn es sein muß, Madame. Gern würde ich den letzten Tropfen Blut für seine Rettung hingeben."

Ihre Durchlaucht erinnert sich später wieder lebhaft dieser Worte, ebenso wie des Blickes in des Mäd-

chens Augen, von dem sie begleitet waren.

Fünf Minuten später hat Molly, in einen großen Mantel gehüllt, durch eine geheime Hintertür das Schloß verlassen; neben ihr her geht eine große, hagere Gestalt, die Mühe hat, gleichen Schritt mit ihr zu halten. O Engel Gottes, begleite sie!

Dicht ist der Nebel; Laterne darf sie nicht anzünden, um kein Aufsehen zu erregen; inständig fleht sie, daß sie doch in der Dunkelheit die Richtung nicht verlieren möge. Bald sind die Anlagen durchschritten, weiter geht's das Dorf entlang ,dann durch die Wiesen, bis sie endlich glücklich im Moor angelangt sind. Nun darf sie die Laterne anzünden; daß Schloß liegt bereits weit hinter ihnen; man wird das Licht nicht beachten, sondern es für eines der gefährlichen Irrlichter halten. — Schweigend schreiten sie weiter, bis endlich die Hütte erreicht ist. —



Waldweihnachtsweg

Mittlerweile ist im Schlosse alles ruhig geworden; die Verfolger sind enttäuscht und ingrimmig abgezogen, um ihre Nachforschungen anderweitig fortzusetzen. Mistreß Molly betet die ganze Nacht hindurch; als der Morgen tagt, der Morgen des hohen Weihnachtsfestes, kommt die Nachricht, daß der gute ehrwürdige Vater in Sicherheit ist. —

Ach, welch ein Weihnachtsmorgen! Die Sonne erhebt sich am winterlichen Himmel, und als sie ihre matten Strahlen ins Schloß sendet, glaubt jedermann, aus schwerem Traume zu erwachen; es ist alles zu seltsam, als daß es wahr sein könnte. —

Über das Moor schreiten zwei in dichte Pelzmäntel gehüllte Gestalten — Mistreß Molly und Ihre Durchlaucht, gefolgt von einigen Bediensten. Die Weihnachtsmesse soll in der Hütte gefeiert werden; ein Baumstumpf wird zum Altar eingerichtet, worauf der Priester den geweihten Stein legt — Se. Durchlaucht ist Ministrant . . . . Die heilige Handlung ist bereits vorüber. Das feierliche Agnus Dei wird gesprochen. Der Priester hält die geweihte Hostie in die Höhe: „Seht das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt!" Nun folgt dreimal: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß Du, eingehest unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, und meine Seele wird gesund!" Der Leib des Herrn wird genossen von dem Priester, dann von den dort versammelten Treuen. Das hl. Kind von Bethlehem, Jesus, Mariens Sohn, kehrt ein in jede Seele und verleiht Kraft und Stärke für den bevorstehenden Kampf. —

Wird er bald beginnen? Soll die Krone des Märtyriums schon bald in Besitz genommen werden?

Gerade als der Priester sich mit den Worten: Dominus vobiscum zum Volke wendet, kommt ein Mann atemlos herbeigestürzt und zeigt nach dem Moore hin, wo drei Reiter in wilder Hast ansprengen. „Flieht, flieht," ist alles, was er sagen kann. Die Leute stieben auseinander, der eine hierhin, der andere dorthin — unbeweglich aber steht der Priester vor dem Altare des Herrn. Da — wird die Pistole gezielt — es folgt ein leiser Schrei — und auf dem Boden liegt eine leblose Gestalt — bleich und tot — von Mörderhand getroffen. — Ist's der Priester, der seine Seele ausgehaucht hat? „Treu bis zum Tode!" — war ein Frauenherz gewesen, das den Todesstreich für den Priester Gottes empfangen hatte, es war Molly, die sich zwischen ihn und den Mörder geworfen hatte — die da starb für den Hirten des Herrn. — Vergebens knien sie hin und spähen nach einem Lebenszeichen; er ist gerettet, seine Marterkrone wird noch aufbewahrt, die Soldaten sind zurückgetrieben worden; er hat Zeit, zu entfliehen — aber Molly wird nicht wieder aufwachen.

Mistreß Molly weint; war der Preis zu groß, der für ihres Bruders Leben gezahlt wurde? —

Mary, kleine Mary, du hast deine Schuld abgetragen. — Treu bis zum Tode bist du dahingegangen zum Jesuskinde, das du so innig geliebt hast; du siehst jetzt den König in seiner Herrlichkeit, und das letzte Weihnachtsfest hienieden war für dich der Beginn des ewigen „Gloria in excelsis Deo!"

„Unsere Liebe ist wertlos, wenn ihr die Beharrlichkeit fehlt."

Wundertraeume

P. Jos. Schneider O.M.J.

„Seht, da kommt der Träumer". So riefen sich die Söhne des Patriarchen Jakob einander zu, so oft sie ihren Bruder Joseph kommen sahen. Sie hatten ihn nicht gern. Denn seine Traumgesichte kündeten ihn als ihren zukünftigen Herrn, vor dem sie sich alle einmal würden beugen müssen. So hatte er's geschaut. Sich selber von Ährenbündeln umgeben, die sich in Ehrfurcht vor ihm neigten. Ob sie's liebten oder nicht: es sollte sich erfüllen, freilich in einer Weise, die über ihre Berechnungen weit erhaben war. Sie verkauften ihn in Ägyptische Sklaverei. Dort waren es wieder die Träume von oben, die ihn aus dem Kerker an den Hof der Pharaonen brachten und ihn zu Rang und Macht des Vizekönigs hinauf hoben.

Sein stilles Gegenstück fand er fast 2000 Jahre später im Pflegevater Jesu. In dessen Hand legte Gottes Vorsehung das Leben und die Sicherheit des Welterlöserkindes. Da hieß es Verstand und gesundes Urteil gebrauchen. Wo die nicht ausreichten, wie beim Mordplan des Herodes, wo des Kindes Schicksal an einem Faden hing, schritt der Himmel ein durch Traumbotschaften. Sie sicherten die Vermählung Josephs mit der Jungfrau. Sie veranlaßten die Flucht von Bethlehem in's fremde Land. Sie bewegen ihn zur schließlichen Rückkehr in die Heimat. Gibt es solche Traumerfahrungen auch in unserer Zeit?

Es war im Jahre 1888. Die hl. Mutter Cabrini († 1917) sah sich einer großen Entscheidung gegenüber. Von Kindheit an waren ihre Gedanken stets zum fernen Osten (China) gegangen als ihrem zukünftigen Arbeitsfeld. Dank der italienischen Einwanderung in die Staaten drängte sie die kirchliche Behörde in Rom hin zur Neuen Welt. Ihre armselige Gesundheit, ihre Mittellosigkeit, ihre Unkenntnis der englischen Sprache schienen ihr dringend dagegen zu sprechen. Sie suchte Erleuchtung im Gebet. Ein Traumgesicht gab ihr die gewünschte Auskunft. Sie sah darin den Brief mit der amtlichen Einladung des Erzbischofs Curran der sie nach New York berief. Am nächsten Morgen schon hatte sie das Schreiben in den Händen.

Im Jahre 1890 brauchte sie ein Waisenhaus. Im Traum erblickte sie ein großes Gebäude mitten im Busch, von Ackerland und Fruchtgärten umgeben und mit einem mächtigen Fluß in der Nähe. Es entsprach genau dem Jesuiteneigentum auf der Westseite des Hudson-River, das sie kurze Zeit hernach für billiges Geld erwarb.

Traumerlebnisse ohne Zahl finden sich im Leben des hl. Johannes Bosco († 1888), den man den Bubenkönig nennt. Sie begleiteten ihn von der Wiege bis zum Grab. Sie bestimmten seinen Priesterberuf, sein Werk, seine ganze Lebensarbeit. Sie kamen ihm wunderbar zu statten in Abwehr politischen Ränkespiels. Die kirchengegnerische Regierung seiner Heimat hatte sich dauernd über ihn wegen ‚staatsfeindlicher' Machenschaften zu beklagen. 16 mal hat ihm die Polizei das Haus durcheinander gewühlt und ihn mit Verhaftung bedroht. Im Jahre 1855, da sie sich anschickte, den Kirchenstaat zu verschlingen und die religiösen Orden zu vertreiben, erschien ihnen Don Bosco als größerer Gegner denn je zuvor.

In der Tat schrieb er Briefe an den König, um ihn vor Billigung der ruchlosen Gesetze zu warnen. „Ich hab im Traum einen überirdischen Reiter gesehn. Er ritt in den Hof hinein und rief: ‚Große Trauer, große Trauer am Königshof!" Er erschien mir ein zweites mal: „Sage nicht: Einfache Trauer: sondern Trauer ohne Ende." Ich riß die Fenster auf und schaute ihm nach. Er schwang sich auf's Roß und wie ein verhallendes Echo kam es aus seinem Mund: ‚Trauer ohne Ende!"

Der König, ganz außer sich vor Angst, wehrte sich gegen die Beunruhigung seiner Familie und schickte ihm den Grafen Frascati zwecks weiterer Nachforschung. Bosco verblieb bei seinem Wort: ‚Ich hab die Wahrheit geschrieben'. Die nächsten Wochen bewiesen es nur zu gut. Am 9. Januar 1855 erschien der Gesetzvorschlag zum Kirchenraub in der Kammer, und schon am 12. starb die Königin-Mutter plötzlich mit 54 Jahren. Am 20. folgte ihr die 33 jährige Königin auf dem Kindsbett. Am 10. Februar holte sich der Tod des Königs Bruder. Eine Regierungskrise war die Folge. Aber das Freidenkerparlament gönnte sich keine Ruhe. Mitte Mai wurde die Debatte wieder aufgenommen. Am 17. ging des Königs Sohn hinüber in die andre Welt. Trotz allem gingen die Gesetze durch. Die Hälfte aller Ordenshäuser wurde beschlagnahmt und von 8000 Ordensleuten gingen 5000 in die Verbannung. Der König unterschrieb die gehässige Verordnung am 25. Mai; es ist ihm teuer zu stehn gekommen.

Papst Pius XI. hatte 1870 das Vatikanische Concil zusammen berufen. Auf der Liste der zu bearbeitenden Fragen stand die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenentscheidungen. Wie gewöhnlich mischten sich verschiedene Staatsregierungen dazwischen. Sie schienen Angst zu haben für die Politik vor einem unfehlbaren Kirchenoberhaupt, daß Millionen Katholiken seinen Willen aufzwingen könnte. Einige Bischöfe schienen dem Druck nachgeben zu wollen. Erklärten die Dogmatisierung für ‚inopportun' d. h. dem Geist und den Bedürfnissen der Zeit entgegen.



Am Weihnachtsbaume die Lichter brennen.

Don Bosco hatte einen seiner Wunderträume. Von ihm beeinflußt, ermutigte er den Hl. Vater: „Die Verkündigung des Dogmas wird ein Schlag sein, der Erde und Hölle erzittern macht. Viel Gutes wird daraus entspringen". Der Traum beeindruckte den Hl. Vater ungemein. Unbeirrt ging er voran, und, ein Prophet unter 767 Bischöfen, erwies sich Bosco als des Papstes beste Stütze.

Der entzückensten Offenbarungen von oben erfreute sich Don Bosco in der Planung und Ausführung seines Werkes für die heranwachsende Jugend. Erst 9 Jahre war er alt. Da sieht er im Traume eine Bubenschar. Sie raufen und balgen sich unter wildem Geschrei. Er ermahnt sie, still und lieb zu sein. Sie werden nur noch schlimmer. Er schlägt mit den Fäusten dazwischen. Das verwandelt sie in ein Rudel wilder Tiere. Zugleich vernimmt er eine warnende Stimme: „Nicht rohe Gewalt mußt du gebrauchen; mit Liebe und Freundlichkeit wirst du sie gewinnen." Er schaute noch immer mit unverwandtem Blick, und langsam wurden die Wölfe und Tiger zu lieblichen Osterlämmern. Über ihnen erschien dann eine erhabene Frau, die ihm zuraunte: „Die wirst du einmal weiden; die Zukunft wird dir zeigen wie". Seitdem hüpfte ihm das Herz im Leib, so oft er junge Männer auf sich zukommen sah.

In ihrem Weinberg zwischen Chateauneuf und Vecchi sah ihn einst ein Mitglied der Turco-Familie vor lauter Freude tanzen. Er hatte einmal wieder einen Traum gehabt. Darin gab ihm der Himmel die Versicherung, daß er Priester werden würde. Wieder war es eine hohe Frau inmitten einer Riesenherde, die zu ihm sprach und ihm seinen Platz im Leben anwies. Er fragte: „Wo soll ich für all die Kinder Weide finden?" Ihre Antwort war: „Mach dir keine Sorgen, ich werde mit dir sein."

Am Colleg von Chieri sah er selbst die Schul- und Examenaufgaben im Traum. Es befähigte ihn, sie gründlich vorzubereiten und so dank seiner überragenden Kenntnisse mehrere Klassen zu überspringen. War er doch schon 16 Jahre alt und deswegen dauernd dem Spott der Schüler und des Lehrers ausgesetzt. Die Aufgaben blieben ihm so lebhaft im Gedächtnis, daß er sie nur so hersagen konnte.

Nach dem Colleg trat die Frage an ihn heran, ob er Ordens- oder Weltpriester werden sollte. Es zog ihn mächtig zu den Söhnen des Armen von Assisi hin (Ostern 1834). Träume und Freundesrat drängten ihn in eine abwartende Haltung hinein, bis er sich für's Weltpriestertum entschied.

1848 steht er mitten in den Anfangswehen seines Werkes. Er sammelt die ersten jungen Burschen um sich. Widerspruch und bedenkliches Kopfschütteln begegnen ihm von allen Seiten. Er bleibt fest und unerschütterlich. Seine Traumgesichte vervielfachen sich. Er sieht sogar die Umrisse seiner ersten Anstalt; ihre Lage vor der Stadt (Turin); ihre Eingangspforte, und über ihr die Worte seiner himmlischen Gönnerin: Haec domus mea, inde gloria mea. (Mein Haus ist dies und es verkündet meine Herrlichkeit). So geht er voran. Sein Unternehmen festigt sich und weitet sich aus; verbreitet sich über die Welt, bis es 1874 die höchste kirchliche Anerkennung erhält. Ja, auch sein erster Schritt über den Ozean hinüber wurde ihm von oben kund getan. Fünf Jahre vor der Entsendung seiner Priester nach Argentinien hatte er sich inmitten wilder Völker geschaut; hatte Urwälder durchquert und große Flüsse, bis ihm auf einmal der Erzbischof von Buenos Aires die ganze Spitze von Süd-Amerika als Arbeitsfeld anbot.

Bisher hatte er sich nur mit der männlichen Jugend befaßt. Sein Herz drängte ihn aber schon seit langem

zur Hilfeleistung für gefährdete Mädchen. Wie soll er es verwirklichen? Ein Traum gibt ihm die nötige Klarheit. Eine Mädchenschar umringt ihn und ruft ihm zu: „Warum nicht auch wir?" Und wieder unterstützt sie in ihrem Hilferuf die hohe Frau, die er schon so oft gesehn: ‚Ja, bei mir gibt es keinen Unterschied der Geschlechter.' Es war für ihn der Anstoß zur Gründung der Salesianerinnen. Und so ist er zum ‚König der Jugend' geworden.

Wie verschieden hat man seine Erstlingsträume ausgelegt! Die Großmutter pflegte ihm zuzurufen: „Träume sind Schäume!" Sein kleiner Bruder Joseph scherzte darüber: „Du wirst ja mal Schafhirt werden!" Seinen Bruder Anton trieb die Eifersucht: „Du wirst einmal als Räuberhäuptling enden". Außenstehende behandelten ihn geradezu als einen Narren. Sie boten ihm eine Kur an im Irrenhaus. Nur seine Mutter Margret hat von Anfang an klar gesehen: „Am Ende wirst du einmal Priester werden." Wie hat sie recht gehabt! Er wurde einer der feinsten Diener Gottes, die die Erde je gesehen. Heute strahlen die Worte der hohen Frau von Bosko's Traumgebilden in mächtigen Buchstaben über dem Haupteingang der boys-town in Valdocco bei Turin (Norditalien). Schon kurz nach 1900 hatten fast 10,000 Salesianer Patres das Werk ihres Stifters über alle Länder verbreitet. Eine noch viel größere Zahl von Schwestern nimmt sich an den Ecken und Enden der Erde der weiblichen Jugend an. Staunend stehen wir vor dieser gewaltigen Ausbreitung und dem unermeßlichen Guten, das damit vollbracht worden ist.

‚Meine Knechte und Mägde werden Träume haben und himmlische Gesichte schauen'. So wurde in der Vorzeit von Joel, dem Pfingstpropheten, angekündet. Sie waren häufig in der ersten Zeit. Die Kirche als schwache Senfstaute mußte Wurzel fassen im Erdreich dieser Welt; deshalb die reichliche Bewässerung von oben. Später, wo ihre Äste sich über alle Erdteile ausbreiteten, wurden die Pfingstwunder weniger. Und doch sind sie niemals ausgestorben. Immer wieder mal sendet der Himmel seiner Kirche geisterleuchtete Seher und Träumer. Die Geschichte Don Boscos und der Mutter Cabrini beweisen es.

Von den Gaben des Neuen Jahres

Wie Knecht Ruprecht, der Begleiter des lieben Bischofs Nikolaus, so steht das Jahr vor uns mit einem großen Sack, voll von Gaben aller Art. Wir schauen mit gespannten Augen und fragen mit hoffendem und zagendem Herzen: „Was mag uns beschert sein?" Wir dürfen nicht hineinschauen in den Sack, aber sieben Dinge will ich dir nennen, die dir sicher beschieden werden, und ein achtes, das vielleicht kommt, mit dem du aber zur Vorsicht unbedingt rechnen mußt.

Das Jahr bringt Zeit — wieviel, das weiß nur Gott. Aus der Zeit läßt sich alles machen, das Beste und das Schlimmste; sie ist leer und gewinnt ihre Bedeutung durch das, womit wir sie ausfüllen.

Das Jahr bringt Gnade; ohne sie wäre uns die Zeit nicht viel nutz. Gnade ist ein köstliches Geschenk, führt aber auch Verantwortung mit sich, denn die vergeudete Gnade ist Schuld.

Das Jahr bringt Arbeit, eine süße Frucht in bitterer Schale. Greif mit beiden Händen zu, in der Arbeit liegen Würde und Adel, Gesundheit und Lebensluft.

Das Jahr bringt Freude, vielleicht eine große, jedenfalls manche kleine. Übersieh die kleinen Freuden nicht, indem du auf die große wartest; nimm dankbar an, was dir geboten wird.

Das Jahr bringt Leid, und das ist vielleicht besser und heilsamer als alle Freude. Wehr' dich nicht dagegen, es kommt doch, und du würdest es dir nur schwerer machen und den Segen davonnehmen.

Das Jahr bringt Kampf. In dir und um dich herum sind Feinde, und erst im Tode wird Frieden geschlossen. Aber fürchte dich nicht, du hast gute Wehr und Waffe zur Hand und die besten Bundesgenossen, wenn du willst.

Das Jahr bringt Schuld — muß das wirklich sein? Vor freiwilliger Sünde, insbesondere vor schwerer Sünde, kannst du dich mit Gottes Gnade bewahren; aber deine Schwachheit wird fallen. Sei demütig und verliere den Mut nicht!

Das achte Stück aber ist der Tod. Vielleicht bringt ihn dieses Jahr, wenn nicht, dann sicherlich bald ein anderes. Halte dich gerüstet, so kommt er als ein lieber Gottesbote, der dich zur Heimat führt.

Augustin Wibbelt.

„Wie lieb ist Deine Wohnung mir,
O Herr der Himmelsheere!
Verlangend nach dem Haus des Herrn,
Verzehrt sich meine Seele!"



Die Geburt Christi

Katharina Emmerich

Es ist von wunderbarer Natürlichkeit, wie die gottselige Katharina Emmerich das Ereignis der Geburt Christi schildert:

1. Auf der Suche nach einer Herberge.

Auf langer beschwerlicher Reise, erzählt Emmerich, ist die Gottesmutter mit ihrem jungfräulichen Gemahl endlich in Bethlehem angekommen. Schon auf dem Wege tröstet sie Joseph mit dem Hinweis, daß sie in Bethlehem, seiner Vaterstadt, gute Aufnahme finden würden. Wie waren sie aber enttäuscht, als man ihnen dort kühl und fremd begegnete. Maria hielt am Eingang jeder Zweigstraße mit dem Lasttiere still, während Joseph in den Häusern vergeblich Unterkommen suchte. Er kehrte betrübt zurück. Überall war es voll von Menschen wegen der Volkszählung und überall wurde er abgewiesen. Er sagte zu Maria: Wir wollen nach einer anderen Seite der Stadt ziehen, da werden wir gewiß Herberge finden. Sie zogen ganz schüchtern durch die Straße und auf die andere Seite von Bethlehem. Doch auch hier fand Joseph keine Herberge. Seine Freunde wollten ihn kaum kennen. Er kehrte zurück und war sehr betrübt. Er weinte und Maria tröstete ihn. Er suchte nochmals von Haus zu Haus. Da er aber überall die nahe Stunde seiner Frau als einen Hauptbeweggrund seiner Bitte anführte, wiesen sie ihn noch entschiedener ab. Er kehrte zurück und war so betrübt, daß er sich zögernd nahte. Es sagte, es sei vergebens, aber er wisse vor der Stadt noch einen Aufenthaltsort, der den Hirten gehöre. Dort würden sie in jedem Falle ein Obdach finden. Er kenne den Ort von seiner Jugend her. Wenn auch die Hirten dorthin kämen, so werde er sich leicht mit ihnen abfinden. Jedoch hielten sie sich in dieser Jahreszeit nicht viel dort auf. Wenn sie, Maria, erst in Ruhe sei, wolle er sich nochmals in der Stadt umsehen. — Die Sonne stand tief, als beide vor der Höhle anlangten. Joseph entschuldigte sich gar demütig wegen der schlechten Herberge. Maria aber war in großer Innigkeit freudig und zufrieden.

Wir übergehen die ausführliche Beschreibung der Höhle und all die liebevolle Sorge die Joseph darauf verwendete, den Aufenthalt für Maria einigermaßen erträglich zu gestalten. Emmerich sah ihn noch einigemale zur Stadt eilen, um nochmals um Unterkunft Umschau zu halten und sah ihn dann glühende Kohlen zu einem Feuer, Licht, Lebensmittel und einige Geräte herbeiholen.

2. Die hl. Nacht in der Höhle.

Als alles für die Nacht und für die Geburt des göttlichen Kindes vorbereitet war, sprach die hl. Jungfrau zu Joseph, es nahe ihre Zeit, er möge sich zum Gebete absondern. Da hängte er noch brennende Lämpchen in dem Gewölbe auf und zog sich dann zurück.

Als Joseph aber später nach der hl. Jungfrau hinblickte, sah er sie mit dem Angesicht gegen Morgen gewendet, ihm den Rücken kehrend, auf ihrem Lager kniend beten. Er sah sie wie von Flammen umgeben, die ganze Höhle war wie von übernatürlichem Lichte erfüllt. Er sah hin wie Moses, der in den brennenden Dornbusch schaute. Da warf er sich mit heiliger Scheu betend auf sein Angesicht nieder.

Ich sah, erzählt die Seherin, den Glanz um die hl. Jungfrau immer

größer werden. Das Licht der Lampe, das Joseph angezündet hatte, war nicht mehr sichtbar. Maria kniete in einem weiten gürtellos um sie her ausgebreiteten Gewande auf ihrem Ruheteppich.

In der 12. Stunde der Nacht war sie von der Erde empor gehoben, so daß ich den Boden unter ihr sah. Sie hatte die Hände auf der Brust gekreuzt. Der Glanz um sie her mehrte sich; alles, selbst das Leblose, war in freudiger Bewegung, das Gestein der Decke, der Wände, des Bodens der Höhle, ward wie lebendig in dem Lichte. Nun aber sah ich die Decke des Gewölbes nicht mehr, eine Bahn von Licht öffnete sich über Maria bis in den höchsten Himmel mit steigendem Glanze.

In dieser Lichtbahn war eine wunderbare Bewegung von Glorien, die sich durchdringend und nähernd deutlicher in der Form himmlischer Geisterchöre erschienen. Die heilige Jungfrau aber, in Entzückung emporgetragen, betete nun zur Erde niederschauend ihren Gott an, dessen Mutter sie geworden war, der als ihr neugeborenes hilfloses Kind vor ihr auf der Erde lag.

Ich sah unsern Erlöser als ein leuchtendes, ganz kleines Kind, das mit seinem Lichte allen umgebenden Glanz überstrahlte, auf dem Teppich vor den Knien der hl. Gottesmutter liegen. Es war mir, als sei es ganz klein und werde vor meinen Augen größer. Alles dieses aber war nur eine Bewegung von so großem Glanze, daß ich nicht bestimmt sagen kann, wie ich es gesehen. —

Die heilige Jungfrau war noch eine Zeit lang so entzückt und ich sah dann, wie sie ein Tuch über das Kind legte; aber sie faßte es noch nicht an und nahm es noch nicht auf. Nach einiger Zeit sah ich das Jesuskind sich regen und hörte es weinen, da war es, als komme Maria zu sich und sie nahm das Kindlein von dem Teppich, hüllte es mit dem darüber gedeckten Tuche ein und hielt es in den Armen an ihre Brust. Sie saß nun und verhüllte sich ganz mit dem Kinde in ihren Schleier. Da sah ich um sie her ganz menschlich gestaltete Engel vor dem Kinde anbetend auf dem Angesichte liegend.

Es mochte wohl eine Stunde nach der Geburt sein, als Maria den heiligen Joseph rief, der noch im Gebete lag. Als er sich ihr näherte, warf er sich in Andacht, Freude und Demut auf sein Angesicht nieder und erst als Maria ihn nochmals bat, er sollte das heilige Geschenk des höchsten Gottes freudig dankend an sein Herz schließen, richtete er sich auf, empfing das Jesuskind in seine Arme und lobte Gott mit Freudentränen.

Die heilige Jungfrau wickelte nun das Jesuskind ein. Es war in eine rote und darüber in eine weiße Hülle bis unter die Ärmchen eingeschlagen und oben bis zu dem Köpfchen verhüllte es noch ein anderes Tüchlein. Da sah ich nun Maria und Joseph neben einander sitzen. Sie sprachen nicht und schienen beide in Betrachtung versunken. Vor Maria auf dem Teppich lag eingewickelt der neugeborene Jesus schön und strahlend wie ein Blitz. Ach! dachte ich, dieser Ort umfaßt das Heil der ganzen Welt und niemand ahnet es.

Sie legten hierauf das Kind in die Krippe. Diese war mit Binsen und feinen Kräutern gefüllt und mit einer an den Seiten niederhängenden Decke überbreitet. Nun standen Maria und Joseph in Freudentränen lobsingend zur Seite der Krippe. Joseph aber richtete nun das Ruhelager und den Sitz der hl. Jungfrau neben die Krippe hin. Ich sah Maria vor und nach der Geburt ganz weiß gekleidet und verhüllt. Ich sah sie in den ersten Tagen dort sitzen, knien, stehen und auch eingehüllt auf der Seite liegend schlummern, aber auf keine Weise krank und erschöpft. Wenn Leute kamen, saß sie dichter eingehüllt und aufrecht auf ihrer Decke.

In der Geburtsstunde des Heilandes sah ich wie an vielen anderen Orten auch in der Höhle eine Quelle entspringen. Der hl. Joseph bereitete ihr am folgenden Tage einen Abfluß.

3. Bei den Hirten auf dem Felde.

Über Bethlehem war es trübe, der Himmel hatte einen trüben, rötlichen Schimmer; über der Krippenhöhle aber und im Tale lag ein glänzender Taunebel. Im Tale der Hirten lag, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden von der Krippenhöhle entfernt, ein Hügel, auf dem die Hütten dreier Hirten standen, die ebenso die Vorsteher der umliegenden Hirtenfamilien waren, wie die heiligen drei Könige die Vorsteher ihrer Stämme waren. Ungefähr noch einmal so weit von der Krippenhöhle stand der sogenannte Hirten-Turm. Man konnte von ihm aus die ganze Umgebung überschauen.

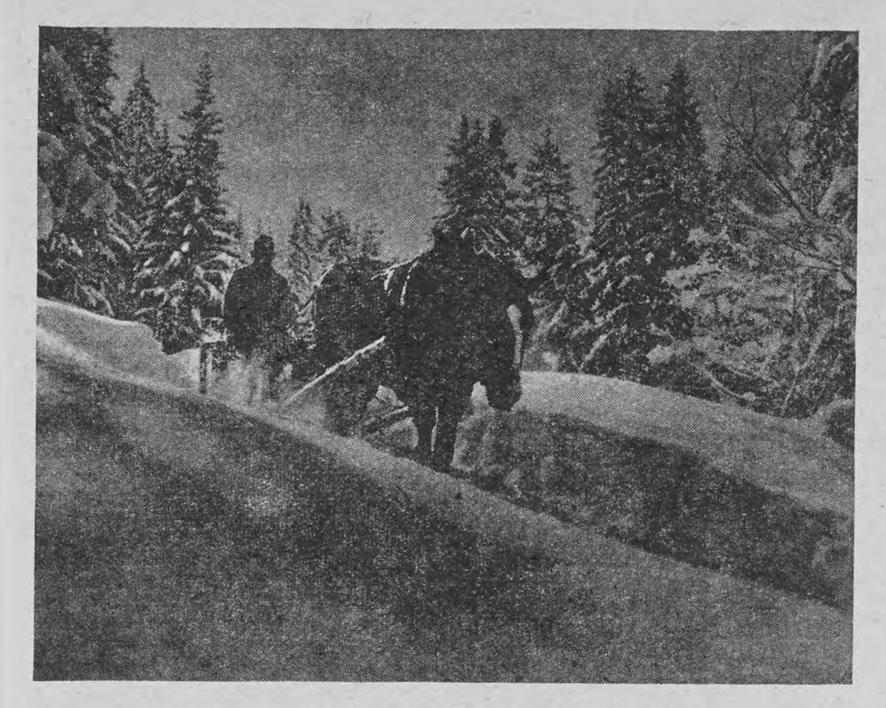
Als Jesus geboren war, sah ich die drei Hirten, bewegt von der wunderbaren Nacht, beisammen vor ihrer Hütte stehen. Sie schauten umher und erblickten mit Staunen einen wundervollen Glanz über der Gegend der Krippenhöhle. Auch die Hirten bei dem entfernten Turme sah ich in voller Bewegung, sie stiegen auf das Turmgerüst und schauten nach dem seltsamen Leuchten über der Krippenhöhle hin.

Wie nun die 3 Hirten so zum Himmel emporschauten, senkte sich eine Lichtwolke zu ihnen nieder. Ich bemerkte in ihr eine Bewegung, ein Übergehen in Gestalten und Formen und hörte einen wachsenden, süßen, leisen und doch freudig klaren Gesang. Die Hirten erschraken anfangs, aber alsbald stand ein Engel vor ihnen und redete sie an: „Fürchtet euch nicht, denn sehet, ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volke widerfahren wird, denn heute ist euch der Erlöser in der Stadt Davids geboren, welcher ist Christus der Herr. Es sei euch das Zeichen ihn zu erkennen, daß ihr ihn als ein Kind in Windeln gewickelt in der Krippe finden werdet.

Während der Engel dieses verkündete, wuchs der Glanz um ihn herum und ich sah jetzt fünf bis sie-

Selige Nacht

Vom Himmel hoch, o Englein, kommt!
Eia! Eia! Susani!
Kommt, singt und klingt,
Kommt, pfeift und trombt,
Halleluja! Halleluja!
Von Jesus singt und Maria!
Kommt ohne Instrumente nit,
Bringt Lauten, Harfen, Geigen mit.
Hier muß die Musik himmlisch sein,
Weil dies ein himmlisch Kindelein.
Die Stimmen müssen lieblich gehn
Und Tag und Nacht nicht stille stehn.
Singt Fried' den Menschen weit und breit,
Gott Preis und Ehr in Ewigkeit!



Fahrt zur Mitternachtsmesse

ben große, anmutige leuchtende Engelsgestalten vor den Hirten stehen, sie hielten wie ein Band einen langen Zettel in den Händen, worauf etwas mit wohl handhohen Buchstaben geschrieben war, und ich hörte sie Gott loben und singen: „Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen, die guten Willens sind!"

Die Hirten am Turme hatten hernach dieselbe Erscheinung. Ebenso erschienen sie einer dritten Hirtenschar bei einem Brunnen, drei Stunden von Bethlehem, östlich vom Turme der Hirten.

4. Die Hirten bei der Krippe.

Ich sah die Hirten nicht augenblicklich zu der Krippenhöhle eilen. Der Weg betrug für die einen 1½, für die anderen bei 3 Stunden. Aber sie berieten sogleich, was sie dem neugeborenen Kinde zum Geschenke mitbringen sollten und so schnell als möglich suchten sie ihre Gaben zusammen. Sie kamen aber erst früh morgens bei der Krippe an.

Ihre Geschenke bestanden aus kleinen Tieren, Bündeln von geschlachteten Vögeln, die sie über den Schultern hängend trugen, und größeren lebendigen Vögeln. Als sie schüchtern an der Flechtüre der Höhle gepocht, trat ihnen Joseph freundlich entgegen. Sie erzählten die Erscheinung der Engel und wie sie kämen, das Kind der Verheißung zu verehren und mit ihren armen Gaben zu beschenken. Joseph nahm die Geschenke mit demütigem Danke entgegen. Sodann führte er die drei Hirten zu der hl. Jungfrau, die neben der Krippe auf der Decke saß und das Jesuskind vor sich auf dem Schoße hielt. Die Hirten warfen sich, ihre Stäbe im Arme haltend, demütig vor Jesus auf die Knie, sie weinten vor Freude und blieben lange in großer Süßigkeit ohne Worte, dann sangen sie den Lobgesang der Engel dieser Nacht und einen Psalm. Als sie nun Abschied nehmen wollten, gab ihnen die hl. Jungfrau noch das kleine Jesulein der Reihe nach auf die Arme und sie gaben es ihr unter Tränen zurück und verließen die Höhle.

Später kamen noch mehrere Hirten und Hirtinnen und auch Kinder vom weitentfernten Turme der Hirten mit Geschenken zur Krippe. Sie brachten Vögel, Eier, Honig und auch Gespinnste mit. Demütig nahten sie sich der Krippe und begrüßten Maria und das Kind. Und da sie Abschied nahmen, beugten sie sich über die Krippe, als küßten sie das Jesukindlein.

Gott hat sie geführt

Auf der Flucht nach Ägypten waren Maria und Joseph mit dem Jesuskind oft in großer Gefahr. Solange der Weg durch Wald ging oder mit Gestrüpp und Bäumen eingesäumt war, konnten sie sich eiligst verstecken, wenn Häscher hinten ihnen waren. Als aber der Pfad durchs freie Feld ging, hasteten sie in Furcht und Schrecken über die Furchen, die der Pflug aufgerissen hatte. Das Eselein stolperte und fiel ein paar Mal auf seine Kniee. Joseph wußte sich nicht Rat. Da war ein Bauer auf einem Feld und säte Weizen in die braunen Schollen. Maria stieg vom Esel herab, gab Joseph das Kind zu halten, schürzte ihr Kleid und sagte zu dem Sämann: „Laß mich säen, dann magst du noch heute schneiden!" — „Du sollst gesegnet sein, schöne Frau, wenn ich noch heute meinen Weizen schneiden kann", antwortete der Bauer und schüttete den Samen in Marias Mantel. Maria schritt über den Acker und streute die Körner aus. Jesus, auf St. Josephs Armen, sah ihr mit großen Augen zu. Und wo ein Korn zu Erde fiel, fing es an zu keimen, zu wachsen, zu blühen und zu wogen. Die Ähren neigten sich schwer, die Halme standen dicht wie ein Wald. Maria und Joseph umgingen das Getreidefeld und bargen sich hinter ihm wie hinter einem Wall.

Die Häscher kamen auf schnellen Pferden mit Lanzen und Schwertern: „Bauer, hast du nicht eine Frau mit einem Knäblein vorbeigehen sehen?"

„Doch wohl, als ich den Weizen aussäte, ritt eine vorbei, und ein Mann war bei ihr und führte den Esel."

„O das muß lange her sein, denn jetzt willst du schon mähen?"

„Ja, ich will mähen, und die drei hat Gott weggeführt", sagte der Bauer und griff nach der Sense.

„So wollen wir heimreiten und nicht unsere Zeit unnütz vertun", meinten die Häscher und ritten zurück den Toren der Stadt zu.

—Legende von Helene Pages.

Das Christkindl hat's besser gemacht.

von Joseph Gangl

Von der Hüttentüre führt ein schmaler Gang durch die Schneemassen. Wenn der nach der Schnur gemacht wäre, sähe man durch ihn in das Tal hinab. Vor den beiden Hüttenfenstern ist die Schneemauer mehr als drei Meter hoch. Der an dem einen Fenster sitzenden Großmutter zeigt sich über dem vielen Weiß kaum ein Streifchen des Himmels. Sie blickt auch gar nicht empor, sondern immer mit starren, leeren Augen in **den Schnee** hinein. Neben ihr steht ein fünfzehnjähriger schlanker Junge. Der scheint nicht glücklicher zu sein als die Alte. In dem alten Gesicht fällt der Ausdruck der Sorgen nicht auf, aber das junge entstellt er auf eine schier schreckhafte Art. Das wäre sonst ein außergewöhnlich hübsches Gesicht. Eine Weile schauen die beiden geradeaus. Hinter ihnen im dunklen Stubenraum tollen unterdessen zwei Kinder, ein fünfjähriger Knabe und ein dreijähriges Mädchen. Die sind glücklich. Die Großmutter blickt jetzt einmal nach den Kleinen zurück, dann seufzt sie und spricht leise zu dem jungen Burschen: „Ja, es geht nicht anders, Sepperl. Die zwei dürfen es nicht erfahren, daß jetzt Weihnacht ist, sonst fangen sie zu wünschen an und wir haben diesmal nichts, um ihnen eine halbwegs richtige Weihnacht zu gönnen. So müssen wir ihnen das liebe Christkindlein verleugnen. Das ist recht traurig, aber es geht nicht anders."

Sepperl war an die Armut schier so weit gewöhnt, als das möglich ist. Aber diesmal tat sie ihm recht besonders weh. Er und die Alte hatten sich seit Wochen bemüht, um doch etwas für das Fest aufzubringen Aber ihrem Werke blieb das nötige Glück aus. Noch im strengsten Winter hatten sie auf ihrer Berghalde Kies gegraben und für eine Fuhre recht schöner weißer Steine bekamen sie unten in der Glashütte vier Kronen. Ehe sie den Kies verfrachten konnten, stellte der Schnee in der Gegend alles Fuhrwerk ein. Anderswie konnten die zwei hier unmöglich etwas verdienen. Die Großbauern des Tales hatten im Winter für ihr eigenes Gesinde zu wenig Arbeit und sonst gab es hier niemanden, der den Armen Verdienst gewähren konnte.

Sepperl hatte übrigens in der Hütte genug zu tun. Die Großmutter war in der letzten Zeit recht arbeitsuntüchtig geworden, da fielen ihm fast alle häuslichen Arbeiten zu. Die Erlebnisse des nun zu Ende gehenden Jahres hatten der Kraft des alten Weibes den Rest gegeben. Im Frühjahre war der Vater der drei Kinder gestorben und im Herbst die Mutter. Mit dem Schmerze kehrte auch die Armut hier ein. Der Vater war ein Holzflößer gewesen. Er verdiente bei seinem Geschäfte mehr, als der zur Hütte gehörende Acker abwarf. In einem guten Erntejahre hätten die Hinterbliebenen von diesem Acker leben können. Aber heuer war das Korn schlecht geraten. Sie mußten mit ihrem Wintervorrat recht sehr sparen, sonst kam für sie eine gar böse Zeit.

Sepperl glaubte nun trotz allem noch nicht daran, daß es diesmal in der Hütte ohne Christbescherung abgehen müsse. Es gab hier nichts, was er hätte verkaufen können, ohne es nachher schwer zu entbehren. Auf dem Dachboden lag ein kleines Häuflein Hafer, das sollte im Frühjahre ausgesät werden. Davon wollte er die Hälfte nehmen und in das Tal zum Krämer tragen, der gab ihm dafür gewiß gerne Nüsse, Äpfel und Christbaumkerzen. Der Großmutter war alles recht, was Sepperl tat, die brauchte er um nichts zu fragen. Er fragte sie nun aber doch und sie billigte seinen Entschluß.

So ging er denn mit einem halben Metzen Hafer in das Tal. Die Rükkenlast machte ihn bei aller Kälte des klaren Wintertages warm genug. Der Krämer war zu dem ihm zugemuteten Handel gerne geneigt. Sepperl bekam für den Hafer mehr, als er erhofft hatte, und war nun ganz glücklich. Vom Krämer wollte Sepperl auf einem weiten Umwege nach Hause gehen. Im oberen Tale hatte er einen alten Verwandten, den bat er um einen kleinen Tannenbaum. Der Alte besaß ein Stück Wald. „Dort kannst du dir einen jeden Baum nehmen, den du erträgst," sagte er zu Sepperl.

Im Sommer hätte nun Sepperl die Grenzen dieses Waldes ganz ge-



Stille Weihnacht.

nau an den Rainsteinen erkannt, aber jetzt waren die Markungen tief verschneit. So kam es, daß Sepperl nicht auf dem Grunde seines Vetters, sondern auf demjenigen des jungen Fentnerbauern ein Tannenbäumchen abschnitt. Der Fentner war nun gerade in seinem Walde. Er stellte hier den Füchsen und Mardern Fallen auf, das war im Winter seine Lieblingsbeschäftigung. Er sah jetzt Sepperl früher, als dieser ihn, und er dachte es sich gleich, warum der arme Junge in den Wald kam. Der Fentner gehörte zu den Leuten, die es für unrecht halten, daß zu Weihnachten junge Bäume umgebracht werden. Auf seinen eigenen Wald war er besonders bedacht. Er wollte sich nicht einmal einen Tannenzapfen oder eine Fichtennadel nehmen lassen. So betrachtete er nun das, was Sepperl tat, für ein großmächtiges Verbrechen. Bei seiner Entrüstung über den Jungen freute er sich auch, daß er denselben abfassen konnte. Er schlich sich zu dem keine Gefahr ahnenden Jungen hin, während dieser den gefällten Tännling von den untersten, schon dürr gewordenen Ästen säuberte. Sepperl schrie vor Schreck laut auf, als er sich plötzlich angepackt fühlte. Der kraftvolle, junge Bauer griff gleich grob genug zu.

„So einen Waldmörder hätte ich schon längst gerne erwischt," sagte er. „Jetzt hab' ich einen!"

„Laßt mich doch aus!" schrie Sepperl. „Mein Vetter hat mir ja den Baum geschenkt."

„So?" lachte der Fentner. „Einen Baum, der auf meinem Grunde steht? Komm nur mit. Du sollst sehen, was der Baum kostet!"

Sepperl bekam eine unbeschreibliche Angst. „Ihr werdet mich doch nicht quälen wollen?" fragte er. „Ich bitte euch, laßt mich zu den hilflosen Armen gehen, die auf mich warten."

Dem Manne machte die Angst des Jungen ein großes Vergnügen. „Du wirst ganz wo anders wo hingehen." sagte er. „Heute sperr ich dich in meinen Keller und morgen führ' ich dich in das Kirchdorf und übergebe dich dem Gendarm. Du wirst solche Feiertage kriegen, wie du sie verdienst. Und jetzt reich' mir deine Hände, daß ich sie dir wie einem richtigen Verbrecher binden kann."



Sepperl machte nun, anstatt zu gehorchen, einen Fluchtversuch. Aber der Mann holte ihn gleich ein. Dann warf er ihn nieder und band ihm mit einer Rebschnur die Hände am Rücken zusammen. Das Ende der Schnur nahm er in die Faust und dann trieb er den armen Jungen vor sich her. Als Sepperl seine Ohnmacht einsah, ließ er alles mit sich geschehen. An ihm selbst lag ihm nichts. Er fühlte nur das Leid um seine Lieben.

Das Haus des Fentner war nicht gar weit. Es lag einschichtig auf der Berghalde. Der Fentner bewohnte s über Winter mit seinem Weibe allein. Er brauchte keine Dienstboten. Im Sommer bewältigte er die Feldarbeit mit Hilfe einiger Taglöhner. Im Winter wurden zwei rüstige Eheleute mit dem fertig, was es auf dem Hofe zu tun gab. Das Weib hatte kein Kind zu betreuen. Der Eifer, mit dem sie sich auf die Wirtschaft warf, war zum Teile deshalb zu groß, weil sie beim Feiern so viel an dasjenige denken mußte, was ihr zum vollen Eheglück abging. Jetz sah sie den zwei Ankommenden durch das offene Hoftor entgegen. In ihrem hübschen Gesichte malte sich ein großes Entsetzen. Sie hatte ihren Mann sehr lieb, aber die in seinem sonst rechtlichen Wesen liegende Härte tat ihr manchmal weh genug.

Diesmal hatte sie sich auf eine friedliche Weihnacht gefreut. Und nun sah sie, daß er ihr mit einer grausamen Tat die Friedenszeit verderben wollte. Sie erriet gleich, warum er den Jungen so daherbrachte. Einige Schritte trat sie den beiden vor das Hoftor entgegen und verstellte ihnen den Weg. Sie sah den Mann mit ihren großen Augen ernst und verweisend an. „Mir scheint, du bringst mir eine unrechte Weihnachtsbescherung," sagte sie. „Lasse mir die vor der Tür. Störe uns nicht die heilige Zeit, wenn es nicht sein muß."

Er drängte das Weib auf dem in den Schnee geschaufelten Wege gegen das Tor zu. „Du wirst mich nicht anderen Willens machen," sagte er fest. „Ich tue, was ich für recht halte. Und du sollst mir da nichts einreden."

Im Hofe stellte sie sich ihm wieder entgegen. „Gut," sagte sie, „so tue halt wieder, was du willst. Aber vielleicht bringst du mich diesmal doch zu einem eigenen Wollen. Was hat dir denn der arme Junge da getan?"

„Einen jungen Baum hat er mir um das Leben gebracht."

„Und dafür quälst du ihn so? Einen Menschen um eines Baumes wegen? Gewiß wollte er jemandem ein Glück bereiten, das hundertmal größer ist als der Schaden, den er dir machte."

Der Mann zuckte die Achseln. „Mir hat er geschadet. Und die Freu-

Wie das Lied „Stille Nacht" entstand.

Wenn in der Christnacht die Glokken jubelnd durch die stillen Lande läuten, die tausend Christbaumkerzen und hellen Kinderaugen leuchten, dann tönt aus unzähligen Kirchen und lichtbestrahlten Häusern die weihevolle Weihnachtsweise: „Stille Nacht, heilige Nacht". Aber erst seit einigen Jahren sind der weiteren Öffentlichkeit die Namen des Verfassers und des Komponisten unseres schönen Weihnachtsliedes bekannt geworden. Ein echtes Volkslied, teilt es auch dessen Schicksal: von Mund zu Mund ist es gegangen, Millionen Kehlen jubeln es hinaus in die weihevolle Christnacht, und keiner fragt lange: Wer hat das Lied gemacht?

Es war am hl. Abend des Jahres 1818, ein richtiger Weihnachtsabend mit hohem Schnee. Da saß der erst 26jährige Kooperator Joseph Mohr, ein geborener Salzburger, eben von einem weiten Krankenbesuch heimgekehrt, in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch; draußen in der stillen freien Natur mit den funkelnden Sternen am Himmel war ihm so recht zum Bewußtsein gekommen, wie es wohl einmal in der ersten heiligen Nacht zu Bethlehem gewesen sein müsse. Und da er vom lieben Gott eine dichterische Anlage bekommen hatte, dichtete er nun in seinem warmen Stübchen das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht."

„Das wäre gleich recht für die heutige Mettennacht," dachte er sich; „wenn wir nur auch die nötige Musik dazu hätten." Und er machte sich sogleich auf den Weg zu dem befreundeten 31jährigen Lehrer und Organisten Gruber, der bei Burghausen daheim war, und las ihm seine Verse vor. Lautlose Stille herrschte im Zimmer. Es war so schön, so feierlich und ganz weihnachtlich war es den beiden ums Herz. Nach einer Weile reichte der Lehrer dem Kaplan die Hand und sprach: „Das habt Ihr aber fein gemacht! Das gibt wirklich ein wunderbares Weihnachtslied. Ich will mein Möglichstes tun, um heute noch die passende Melodie dafür zu schaffen. Kaplan Mohr entfernte sich wieder. Lehrer Gruber aber setzte sich ans Spinett, eine Art Klavier, und probierte. Meint ihr nicht auch, es haben ihm die heiligen Engel von Bethlehem geholfen, daß er so rasch etwas recht Schönes fand! Leise und zart spielte er die Melodie, die wir heute noch singen, und er hatte selber seine Freude daran.

Auch erst der Herr Kaplan; übergroße Freude hatte dieser. Und noch in derselben hl. Nacht wurde es auch zum erstenmal gesungen. Weil aber die Kirchenorgel schon sehr schlecht war, haben Mohr und Gruber es zum erstenmal mit Guittarrenbegleitung vorgetragen. Mohr spielte und ließ seine schöne Tenorstimme zum Baß des Komponisten erklingen. Da tat sich zum erstenmal die bezaubernde Wirkung des Lieds kund: Die größte Stille herrschte im Gotteshaus; begeistert und entzückt hörten die Leute die zarte Melodie, wohl nicht ahnend, daß sie damit der Erstaufführung eines künftigen Weltvolksliedes mit angewohnt hatten.

Ja, „Stille Nacht, heilige Nacht" ist ein Weltvolkslied geworden. Nicht allein die Länder deutscher Zunge hat es sich erobert, sondern überall auf Erden hat es liebevolle und freundliche Aufnahme gefunden. Heute singen es die christlichen Neger Afrikas, wie die Indianer Amerikas. Durch die Missionäre drang das Lied hinüber bis China und hinauf nach dem hohen Norden. Als ein Pater um das Jahr 1900 nach Harstad ins nördlichste Norwegen kam, schrieb er in seine deutsche Heimat, daß er dort schon das „Stille Nacht" als gut eingebürgertes Volkslied vorgefunden habe. Und als der Hofopernsänger Pletzacher aus Hannover auf einer Reise sich in eine abgelegene Blockstation hoch droben in Nordamerika verirrte, fand er das Lied bereits in einem englischen Gesangbuch vor, als „Choral von Salzburg" bezeichnet. So haben Mohr und Gruber ahnungslos dem ganzen Erdball ein religiöses Volkslied geschenkt.

128 Jahre sind seit der Entstehung unseres schönsten Weihnachtsliedes vergangen. Die baufällige Pfarrkirche Oberndorf, wo es zuerst erklang, mußte abgebrochen werden. Auch Dichter und Komponist sind längst der Erde übergeben. Kaplan Mohr starb mit 56 Jahren als Pfarrer zu Wagrain im Pongau, Gruber 1863 mit 76 Jahren als Chorregent in Hallein. Aber beide werden sich noch im Himmel freuen, daß ihr Werk fortlebt und solch freudigen Widerhall in Millionen von Herzen gefunden hat.

So klinge fort, kleines Weihnachtslied, klinge hinaus in die weite und fernste Zukunft! Und deine Melodie, auch von meinen Botenkindern mit aller Innigkeit gesungen, ertöne fort und fort zu Ehren des göttlichen Kindes!

---

den der anderen gehen mich nichts an."

„So sprichst du am Christabend?" fragte sie vorwurfsvoll.

Er nickte. „Ja, ich sage heute meine Meinung so klar wie zu jeder anderen Zeit. Der Bub wird in den Keller gesperrt und morgen kriegen ihn die Gendarmen."

„So," sagte sie. „Und derweil du den Buben leiden läßt, soll ich mit dir den Christabend feiern. Anstatt, daß wir heute ein Kind erfreuten und dieses uns, bringst du eines her, um es zu quälen. Du willst diese Weihnacht gar zu gottlos abhalten. Wir verlebten ja noch nie so einen richtigen Christabend miteinander. Wir haben noch nie einen Baum angezündet. Du hättest wohl keinen aus deinem Wald gebracht, wenn wir auch ein Kind hätten."

„Nein," sagte er.

„Nun vielleicht hat uns Gott darum keines beschert," sagte sie. Dann fügte sie fest und entschieden for-

dernd hinzu: „Laß den Buben heimgehen. Es wird Abend."

„Nein," antwortete er wieder.

Da wandte sie ihm den Rücken zu und ging in das Haus.

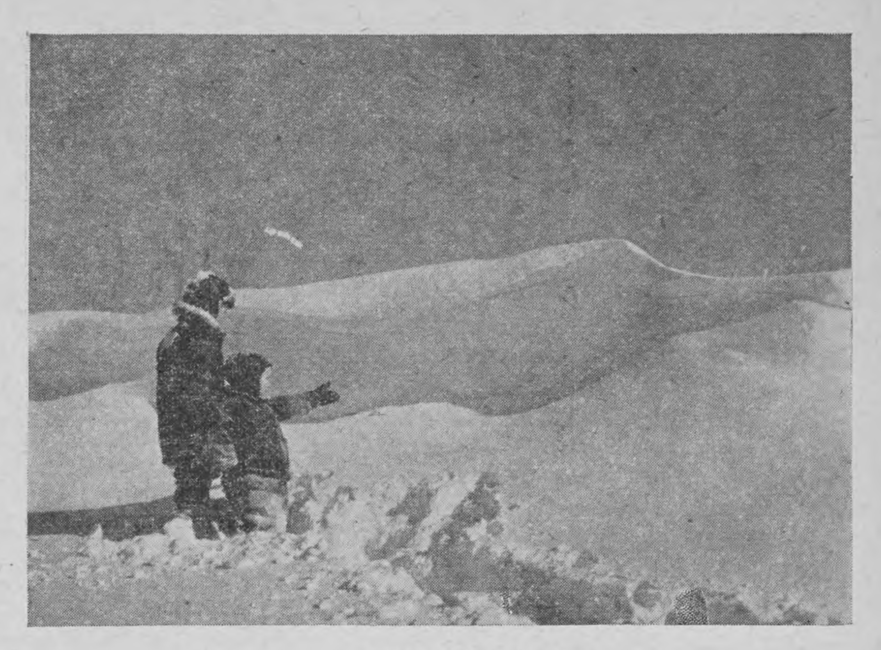
Und er sperrte den armen Sepperl wirklich in den stockfinstern Erdäpfelkeller. Dann ging er in den Stall, um nach dem Vieh zu sehen. Das Weib zog in der Kammer ein warmes Gewand an. Hernach füllte sie einen großen Henkelkorb mit Selchfleisch, Obst und vielen anderen guten Sachen. Mit dem Korbe ging sie dann zum Hoftore hinaus. Sie sah gar nicht nach, ob sie von dem Manne bemerkt würde. Er bemerkte sie erst, als sie weit draußen durch den Schnee dahineilte. Es durchfuhr ihn gleich ein wilder Zorn. Er wußte, daß sie nach der Hütte der Armen hinüberging. Ein Weilchen überlegte er. Dann folgte er ihr. Sie kam eine gute Weile vor ihm in der Hütte an. Die zwei Kinder und die Großmutter hatten zuletzt schon recht sehnsüchtig auf den Sepperl gewartet. Nun sagte ihnen die Bäuerin, daß sie seinerstatt komme. „Mein Mann hält ihn unten auf," sagte sie leichthin. Er will ihm was zu verdienen geben. Es braucht euch nicht bange werden, wenn er euch eine Weile ausbleibt. Sein Aufenthalt bei uns bringt euch sicher etwas ein." Dann kramte sie ihren Korb aus und sagte zu den Kindern: „Da hat mir das Christkindl etwas für euch mitgegeben. Es will euch aber zu dieser Weihnacht noch mehr schicken."

Die Kleinen staunten die Bescherung an und die Großmutter sagte: „Das Christkindl hat schon recht, wenn es sich bei uns recht gehörig einstellt. Es soll lieber dort vorübergehen, wo Überfluß ist, und zu uns kommen. Viel fehlte nicht mehr, und wir hätten den Glauben daran verloren, daß es heuer zu uns kommt. Wir meinten, es den Kindern schon verschweigen zu müssen, daß jetzt das Christkindl umgeht."

Jetzt trat der Fentner in die Stube. Als ihn das Weib sah, setzte es sich so gemächlich auf die Ofenbank, als ob es in der Hütte daheim wäre. Er sah sie finster und dabei doch ein wenig ängstlich forschend an.

„Geh' heim," befahl er ihr dann.

„Ja," sagte sie. „Ich habe nur



So viel Schnee

hier noch etwas zu tun. Dann gehe ich heim."

„Tummle dich aber," sprach er. „Es gibt dringende Arbeit daheim."

„Das glaube ich nicht," erwiderte sie. „Bei uns daheim ist es niemals so eilig. Mein Mütterl und meine zwei Brüder verrichten alles leicht bei uns daheim. Ich werde ihnen zu jeder Stunde recht kommen."

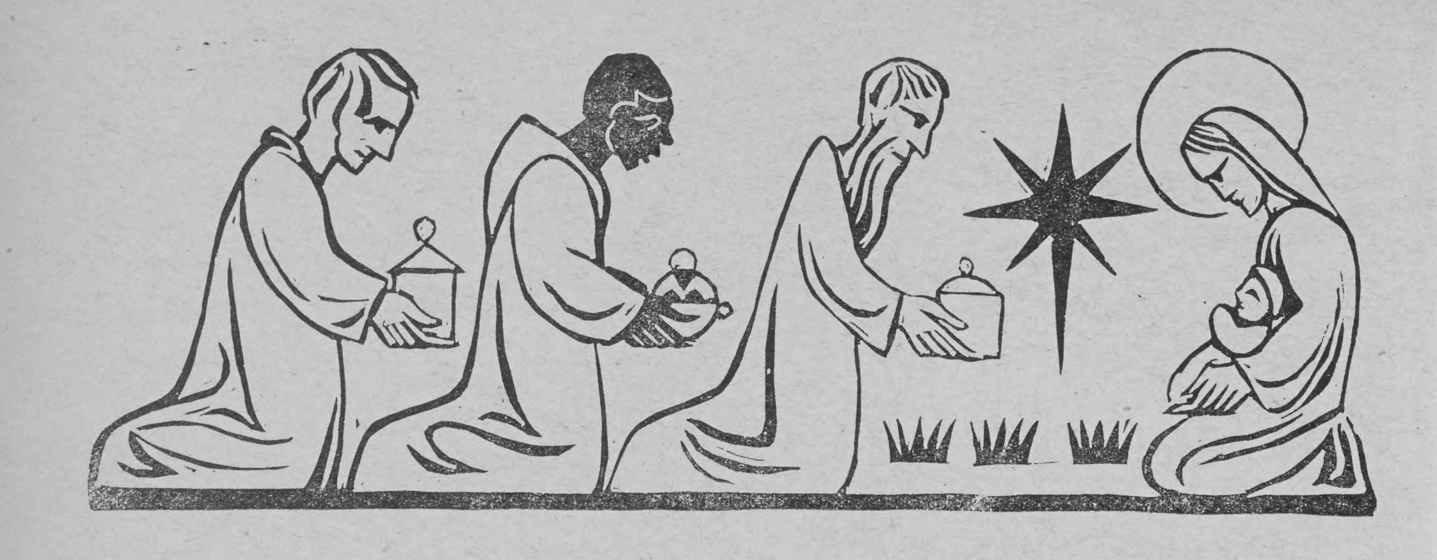
Jetzt verstand er sie erst. Und da durchfuhr ihn ein gewaltiger Schrekken. Er kannte sein Weib. Sie zeigte selten einen eigenen Willen. Aber wenn sie sich einmal zu etwas fest entschlossen hatte, war sie darin nicht leicht wankend zu machen.

„Ach so," sagte er. „Du denkst an eine andere Heimat als an deine richtige."

Sie sah ihn verwundert an. „Ja, glaubst du denn, daß ich noch zu dir gehen will?" fragte sie dann. Zum Beieinanderleben gehört das, was ich heute verloren hab'. Ich hab' keine Achtung mehr auf dich. Und wenn ich früher erkannt hätte, wie hart du bist, da wäre ich früher von dir fort. Jetzt weiß ich, wir gehören nicht zusammen. Ich bin zu weich für dich und du für mich zu hart. Da müßt' ich neben dir zugrunde gehen. Und das mag ich nicht. Da bin ich mir zu lieb. Nicht eine Stunde bleib' ich mehr bei dir. Ich müßte mich zu viel fürchten vor der gottlosen Grausamkeit, die du mir heute bewiesen hast. Heim geh 'ich. Dort werde ich mit tausend Freuden wieder aufgenommen. Dort krieg' ich auch eine gute Weihnacht. So lange ich bei dir war, ist der heilige Christ nie recht zu mir gekommen. Neben einem, der die rechte Menschenliebe nicht kennt, da gibt's keine Weihnacht. Und heuer mag ich sie nimmer enbehren. Ja, ich geh' heim."

Er glaubte nun wirklich, daß sie Ernst habe. Auf so etwas war er nicht gefaßt gewesen. Es schlug ihn förmlich nieder, denn er liebte das Weib mit aller Liebe, deren er fähig war. Eine Weile stand er ganz hilflos da, wie einer, um den die Welt zugrunde geht. Dann fragte er in einem Tone, den man von ihm sonst auch niemals hören konnte: „Sag', was muß ich denn tun, damit du mir wieder gut wirst?"

Da hatte sie nun ihre heimliche Freude. Sie sah, daß sie nun leicht das erreichen würde, was sie vornahm. Daß er nicht gar so schlecht war, als sie gerade behauptet hatte, das wußte sie wohl. Und diesmal wollte sie ihn völlig mürbe machen und ihn sein letztes Unrecht büßen lassen. Zunächst stellte sie sich noch



Die drei Könige

Drei Könige wandern aus Morgenland,
Ein Sternlein führt sie zum Jordanstrand,
In Juda fragen und forschen die drei,
Wo der neugeborene König sei.
Sie wollen Weihrauch, Myrrhen und Gold
Zum Opfer reichen dem Kindlein hold.
Und hell erglänzt des Sternes Schein,
Zum Stalle gehen die Könige ein,
Das Knäblein schauen sie wonniglich,
Anbetend neigen die Könige sich;
Sie bringen Weihrauch, Myrrhen und Gold
Zum Opfer dar dem Knäblein hold.
O Menschenkind, halt treulich Schritt,
Die Kön'ge wandern mit.
Der Stern des Friedens, der Gnade Stern
Erhelle dein Ziel, wenn du suchest den Herrn;
Und fehlen dir Weihrauch, Myrrhen und Gold,
Schenke dein Herz dem Knäblein hold.

Peter Cornelius

„Reine und makellose Frömmigkeit vor Gott dem Vater ist es, sich der Waisen und Witwen in ihrer Bedrängnis annehmen und sich unbefleckt bewahren vor der Welt."
„Tugendliche und standhafte Ausdauer haben mannhaft bewiesen der Märtyrer Chöre. Denn der Mißhandlungen Anprall ertrugen sie und die Schläge der Foltern. Denn nach deiner ungemischten Herrlichkeit und Ergötzung, Heiland. trachteten sie."

ganz unversöhnlich. „Laß doch alles, was dir doch nicht vom Herzen käme," sagte sie. „Und geh' —"

Er dachte wohl nach, womit sie wohl umzustimmen wäre, und begann sie auch gleich, innig schmeichelnd, auszuforschen: „Aber gelt, wenn ich mich doch zu einem milderen Sinne bekehren möcht', dann wirst du mir wieder gut? Wenn ich gleich damit anfinge, daß ich dem Buben das Leid mit Freud' vergält'—"

„Wie könntest du das?" fragte sie, als ob sie kaum an die Möglichkeit einer Sühne glaubte.

„Ich kann die Armen da glücklich machen," entgegnete er. „Ich schenke ihnen ein Stück Feld zu ihrer Hütte und ein Stück Wald, und Geld, soviel ich entbehren kann. Wenn du nur wieder mit mir gehst, so tue ich alles, was du willst."

„Alles?"

Er schwor.

Da war sie nun versöhnt und zufrieden. „Laß nur mich für die Armen da das Rechte tun," sagte sie. „Weiter brauchst du dich dann nicht zu demütigen."

Sie befreite den armen Sepperl. Dann wurde noch gehörige Weihnacht gehalten. Sepperl und die Großmutter brauchten das Christkindlein nicht zu verleugnen. Die junge Bäuerin sorgte dafür, daß die Not in der Hütte ein Ende nahm. Der Fentner wurde deswegen nicht arm. Und die vier Armen fühlten sich dann reich.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg.

von Joseph Spillman S.J.

Am glatten Stamm einer hohen, weitgeästeten Buche setzte sich Wolfgang. Es wogte noch in seinem Busen, und er rang nach einem Entschlusse. Der gute Engel rief ihm zu: „Gehorche dem Vater!" Der böse flüsterte ihm ein: „Hast du dich nicht abgemüht, seine Liebe zu gewinnen? Und jetzt ist er so hart und grausam. Du bist kein Kind mehr, handle wie ein Mann!" Und dann trat Agnesens Bild vor seine Seele — auf welche Seite wird sich die Schale neigen?

Spät am Abend kehrte Wolfgang heim; er eilte sofort auf sein Zimmer und schloß sich ein. Alsdann zog er einen Streifen Papier hervor, schrieb mit zierlichen Buchstaben ein Briefchen, siegelte es und barg es in seiner Brusttasche. Dann verließ er unbemerkt das Haus, um den Zürichboten aufzusuchen.

In der Altstadt steht noch heutzutage neben dem Kornhause ein altes Gebäude, jetzt freilich vielfach umgebaut, genannt „zur Fischerstuben". Dort pflegten Schiffer, Boten, Fuhrleute Herberge zu nehmen, während der vornehmere Fremde lieber in dem stattlichen Eckhause gegenüber, „zum Schwanen", abstieg. In der Fischerstube vermutete Wolfgang den Boten.

Die rüstige Frau Wirtin staunte nicht wenig, als sie den jungen Kolin in den düstern, von einem Kienspane nur dürftig erhellten Hausflur treten sah. Mit gewaltigen Knicksen empfing sie den „weisen, fürsichtigen und gestrengen jungen Herrn", wie sie ihn anredete, und fragte, was seines Begehrens sei.

„Ist der Zürichbote nicht hier?" war die Frage.

„O ja, der sitzt im hinteren Stübchen und läßt sich's wohl sein. Als ich ihm beim letzten Schoppen die Zeche machte, warf er einen blanken Sechsbätzner auf den Tisch —so hoch hat er es nicht alle Tage. Doch will der gnädige junge Herr sich hereinbemühen. — Peter! reib dir den Most aus den Augen; der gnädige, feste und fürsichtige Herr Kolin hat was mit dir zu schaffen."

Hiermit ließ die gesprächige Frau den Jüngling in ein Hinterstüblein eintreten und schloß die Türe, legte aber sofort Auge und Ohr an eine Spalte, um zu erfahren, was denn in aller Welt der junge Herr mit dem Boten zu verhandeln habe. Sie konnte aber so nicht zum Ziele kommen; es war zu dunkel im Stübchen, und die beiden redeten leise.

Wolfgang übergab dem Boten den Brief zugleich mit einem nagelneuen Luzerner Schilling und erklärte ihm, wie er ins künftig die Briefe von Zürich ja nicht seinem Vater, sondern nur ihm allein abgeben sollte.

Schmunzelnd steckte der Alte das Geldstück ein. „Ich verstehe", sagte er lachend; „sei der junge Herr nur unbekümmert; er wird wohl bald von dem schönen—"

„Still!" rief der Jüngling; „wenn die Frau Wirtin es hört, so weiß es morgen die ganze Stadt."

Glücklicherweise hatte die würdige Matrone diese letzten Worte nicht gehört. Sie war, da sie den Anfang des Gespräches nicht verstand, hinweggeeilt und hatte den schönsten Humpen aus Steingut mit zinnernem Deckel blank geputzt, Mit ihm trat sie nun Wolfgang, der sich eben entfernen wollte, entgegen. „So dürft ihr mir nicht fort", rief sie; „habt doch die Gewogenheit und erweiset der Fischerstube die Ehre, ein Krüglein Most hier zu trinken. Weiß zwar wohl, die vornehmen jungen Leute gehen lieber in den Ochsen oder in den Schwan da drüben; aber Ihr werdet ja gleich sehen, daß sich unser Most gerade so gut trinkt, und dann geht es bei uns auch weit gemütlicher her als anderswo, wo die gestrengen Herren vom Rate über jedes frohe Gesicht die Nase rümpfen. Ich meine hier beileibe nicht Euren Herrn Vater — ja, der läßt noch fünfe gerade sein. Wenn nur alle so wären! Doch trete der junge Herr gefälligst ein; der Wunibald ist auch da, der früher beim gnädigen Herrn Vater Knecht war, ein grundbraver Kerl, schaut nur etwas gern ins Glas! Aber erzählen kann er Euch, daß einem die Haare zu Berge stehen; man könnte ihm die ganze Nacht zuhören."

Mit solchen und ähnlichen Worten nötigte die redselige Wirtin den jungen Mann in die Wirtsstube hinein. Es war ein ziemlich niedriger, von schwerfälligen Bogen überwölbter Raum zu ebener Erde, der zugleich als Küche benutzt wurde. Auf dem Herde flackerte ein lustiges Feuer, über dem an eisernem Haken ein Kessel hing. Rund um den Herd saß etwa ein Dutzend fröhlicher Brüder, meist junge Gesellen, um einen Graubart, dessen verwettertes Gesicht auf den ersten Blick den alten Kriegsknecht erkennen ließ. Als Wolfgang eintrat, war er gerade daran, von seinen Feldzügen zu erzählen, und alle hingen an seinem Munde.

„Von Kindesbeinen an war ich immer dabei, wo es blutige Köpfe gab; Gott verzeih' mir's, aber es liegt in meinen Knochen. Meine Mutter hat mir oft gesagt: ‚Wunibald, sie schlagen dir noch einmal den Schädel ein.' He, ich habe ihn jetzt bald achtzig Jahre mit mir herumgetragen! Erst war ich in den Burgunderkriegen Anno 76 (1476) bei Murten — Donner und Doria, es war kein Kinderspiel! — und im Jahre darauf bei Nanzig,

wo wir den Herzog Karl ein für allemal zur Ruhe legten. Sie haben seinen Leib erst lange nach der Schlacht gefunden. Dann kam ich gerade noch recht auf Fastnacht hier nach Zug, wo wir verwegensten Gesellen aus der ganzen Schweiz beisammen waren, um am Zuge des ‚tollen Lebens' teilzunehmen. Viele hundert lustige Brüder zogen wir aus und brandschatzten auf eigene Faust das Waadtland und den Bischof von Genf. He, besseren Wein hab' ich mein Lebtag nicht getrunken! Drauf mußte ich meinem Vater zwölf langweilige Jahre im Handwerk helfen. Er war ein Küfer, Gott steh' ihm bei! Deshalb trink 'ich auch so gern; denk' immer, es sei vielleicht aus meines Vaters Fässern. — He, Lene, holt mir noch einen Schoppen; weiß Gott, das viele Reden macht einen so durstig wie den Fisch auf trockenem Sande!"

„Wunibald, Ihr wißt es, Ihr kriegt nichts mehr auf Borgs", sagte die Wirtin.

„Na, Alte, ich krieg 'ja morgen von meinem gestrengen Herrn den Wächterlohn."

„Der ist Euch schon verrechnet", war die unerbittliche Antwort,

„Nun, Frau Wirtin, holt ihm noch einen Schoppen auf meine Rechnung", sagte Wolfgang.

„Gott lohne es Euch, wer Ihr auch seid", rief der Alte, sich nach dem jungen Manne umsehend, der bisher ruhig den Reden des alten Kriegsgesellen zugehört hatte. „Was sehe ich? Ist das nicht der junge Herr Kolin?" rief er. „Tut mir doch die Freude und setzt Euch etwas zu mir altem Kerl. He, ich hab' Euch ja als kleinen Buben auf meinen Knien geschaukelt, hab' ich nicht?"

Lachend setzte sich Wolfgang mit an den Herd. „Wenn Euch das eine Freude macht, will ich wohl ein Stündchen hier weilen; aber Ihr müßt in Euren Heldentaten forfahren; ich weiß schon, es geht jetzt in den Schwabenkrieg."

„Ja, ja, in den Schwabenkrieg — da bin ich was im Thurgau und Hegau herumgezogen und habe manch schönes Dorf in Flammen gesehen. Haha, wir haben sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt und den schwäbischen Herren gezeigt, daß die Schweizer mehr können als Kuhmelken. Bei Dornach und am Schwaderloch bin ich mit dabei gewesen. Nachher litt es mich nicht mehr zu Hause; ich ließ mich von Kardinal Schinner anwerben und hab' den ganzen Spektakel im Welschland gegen die Franzosen mitgemacht. He , ich war dabei, als der Ammann Schwarzmurer — er liegt jetzt auch schon droben bei Sankt Oswald — dem Herzog Sforza im Namen der Schweiz die Schlüssel Mailands überreicht. Und dabei hat er eine lateinische Rede getan, daß mir, obwohl ich keine Silbe davon verstand, doch die hellen Tränen in den Bart liefen, aus lauter Freud', daß wir Zuger, denen sie sonst immer die Kappen aufsetzen, so grundgelehrte, weise und tapfre Männer haben. Anno 13 kämpfte ich bei Novara und Anno 15 bei Marignano. Das war eine grausige Schlacht! Als es losging, hob unser alter Ammann Werner Steiner drei Erdschollen auf, warf sie über unsere Köpfe weg und sagte: ‚Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Fromme, treue und liebe Eidgenossen, hier soll unser Kirchhof sein!' Das war noch ein frömmerer Mann als sein Bub, der Werner, der abtrünnige Pfaff, der zum Zwingli nach Zürich hinüber gelaufen ist und sich verheiratet hat. Gleich beim ersten Anprall kriegte ich von einem Reiter den Hieb hier quer über meinen Schädel. — Da wäre der Spruch meiner Mutter schier wahr geworden."

So erzählte der alte Kriegsgesell; da stürzte plötzlich die Wirtin mit verzweifelnder Gebärde herein: „Das sich Gott erbarme! Krieg, Hungersnot, Pestilenz werden wir noch erleben. Da schaut einmal zum Fenster hinaus!" Hiermit riß sie den Laden auf. Die Männer eilten herbei und sahen mit Grausen einen flammenden Kometen am westlichen Himmel.

„Es ist der leibhafte Gottseibeiuns", rief der alte Wunibald sich bekreuzend. „Ich hab's von einem fahrenden Schüler. Die Kometen werden im höllischen Feuer glühend gemacht und vom Teufel selber an den Himmel gehängt."

„Das glaube ich Euch nicht, Wunibald", sagte einer der Gesellen; „aber Krieg und Pestilenz mögen sie wohl bringen; das soll wahr sein."

„Soll es etwa nochmals gegen die Züricher losgehen?" fragte ein anderer.

„Hm, kann wohl sein", entgegnete ein junger Fischer. „Mit dem Landfrieden nehmen sie es nicht so genau."

„Meint Ihr die Unsern oder die andern?" forschte ein stämmiger Bursche.

„Je nun", erwiderte der Gefragte, „die Schuld wird wohl auf beiden Seiten sein. Man munkelt ja von einem neuen Bündnisse zwischen unsern gestrengen Herren und Papst und Kaiser."

„So", brummte der alte Wunibald, „und der gemeine Mann soll die Suppe wiederum ausessen, die uns die hochweisen Herren einbrocken —"

Aber mit einem ängstlichen Blicke auf Wolfgang, der alles ruhig mit anhörte, fuhr die Wirtin dazwischen: „Was sind mir das für Reden! Doch jetzt muß ich die Wirtschaft schließen; da bläßt der Wächter zehn Uhr — und daß ihr mir nichts gegen unsere gnädigen Herren vom Rate sagt!"

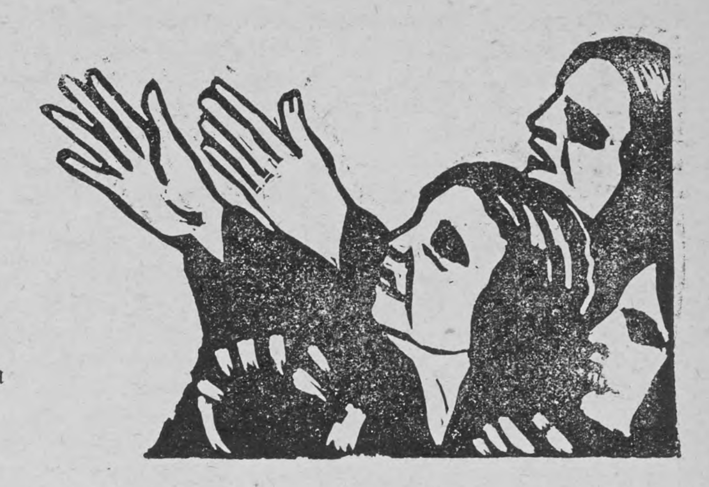
Die Männer gingen auseinander. Der feurige Komet warf noch eine Zeitlang seinen roten Schimmer über die wie im Traume gebannten Wellen des Sees; dann senkte er sich langsam hinter die westlichen Berge. In den Gassen des Städchens wurde es stille.

Im Kolinschen Hause aber wollte der Schlummer noch nicht einkehren. Der Bannerherr ging noch lange in seinem Schlafgemache auf und ab. „Ich fürchte", sagte er zu sich selbst, „meine Strenge hat mir das Herz Wolfgangs entfremdet. Aber ich muß die Bande zerreißen, die ihn an Zürich fesseln."

Hedwig kniete in ihrem Kämmerchen vor einem Bilde der lieben Mutter Gottes und betete und weinte. Der Vater hatte ihr alles gesagt. „Mutter", flehte sie, „auch er ist ja dein Kind: laß ihn nicht verloren gehen!"

Auch Wolfgang lag lange ruhelos auf seinem Bette. Er hatte am heutigen Tage nicht zwar den ersten, wohl aber den ersten bewußten Schritt auf einem abschüssigen Pfade getan.

Brot!



Folgende Gaben sind im Laufe des vergangenen Monats für Deutschlandshilfe bei uns eingelaufen:

Dezember	$2013.82
Ein Leser, Arbuthnot, Sask.	5.00
Ein Freund, Allan, Sask.	1.00
Siegfried Doll, Fairview, Alta.	20.00
Alex J. Hauk, Prelate, Sask.	3.00
Valentin Kambeitz, Sedley, Sask.	10.00
Peter Caspar, Fairview, Alta.	10.00
Daniel Deck, Sedley, Sask.	3.00
Lorenz Beilman, Primate, Sask.	6.00
	$2071.82

4.

Verstoßen.

Wochen und Monate vergingen. Das neue Jahr kam und neigte seinem Ende zu mit mancher lauten Freude und mancher stillen Träne, hoffnungsreich und zukunftsbang, wie schon so viele Jahre über diese Erde dahingegangen sind, seitdem sie von irrenden und sühnenden Menschen bewohnt wird.

Das verhängnisvolle Jahr 1531 war bereits angebrochen. Die politischen Verhältnisse der Schweiz erreichten die höchste Spannung. Der Landfrieden von 1529 hatte das Feuer der Zwietracht nicht völlig auszulöschen vermocht; es glühte unter der Asche fort. Und nun bließ schon seit langem der heftige Züricher Reformator in diese Glut und schürte, daß mit jedem Augenblicke die Flamme des Krieges lichterloh emporschlagen konnte. Die katholischen Kantone bemühten sich, den Frieden zu halten: aber freilich, aufreizende Schmähreden fielen von hüben und drüben. Als dann das blutige Gespenst des Krieges immer deutlicher vor sie trat, suchten sie im Gefühle ihrer Schwäche den mächtigen reformierten Kantonen gegenüber einen Halt an Kaiser Karl V., an Papst Klemens VII. und an dem Herzoge von Mailand. Das Bündnis wurde in aller Stille angebahnt, blieb aber doch nicht so geheim, daß Zürich davon keine Kunde erhalten hätte. Das und einige Streitigkeiten in den Vogteien, welche von Zürich und den katholischen Kantonen gemeinsam verwaltet wurden, hätten beinahe den Krieg zum Ausbruche gebracht. Am guten Willen Zwinglis fehlte es wahrlich nicht; aber die gemäßigte Partei in Zürich war noch zu stark. Von einem bewaffneten Überfalle wollte man nichts hören; man beschränkte sich darauf, eine Proviantsperre gegen die katholischen Kantone anzuordnen. Am 16. Mai 1531 wurde diese verhängt. Durch Hunger, so hoffte man, würden die Hirten willig werden; wenn nicht, so falle doch wenigstens das Gehässige des Friedenbruches auf die Waldstätte. Die Maßregel war für die inneren Kantone, welche ihr Getreide zumeist aus Schwaben über Zürich bezogen, äußerst empfindlich und mußte das eine oder andere zur Folge haben.

Gespannt war mithin die Lage nach außen, und ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse im Hause des Bannerherrn.

Wolfgang war auf dem betretenem Pfade weit vorangeschritten, weiter, als er von Anfang auch nur zu denken gewagt hätte; nur eines — so meinte er wenigstens —, seinen Glauben, hielt er noch fest umschlungen. Sein Herz hatte sich mit der ganzen Glut einer Leidenschaft die man in Fesseln schlagen will, an Agnes hingegeben und im gleichen Grade von seinem Vater losgesagt. Betrachtete er ja denselben mit Unmut als den Störer seines Glückes. Selbst seine treuliebe Schwester, erst mit ihren Bitten und Tränen, dann mit ihrem sanften, milden Wesen, war ihm als ein beständiger Vorwurf lästig und unlieb geworden.

Wie war das alles gekommen?

Kurze Zeit nach der Einladung zur Weinlese, die Wolfgang auf Befehl des Vaters ablehnen mußte, hatte er wieder ein Briefchen aus Zürich erhalten. Einige Tage darauf war der erste Schnee gefallen. Da langte

der Jüngling seine Armbrust mit dem stälernen Bogen von der Wand, schnallte sich den Köcher fest und sagte zu seiner Schwester: „Hedwig, ich gehe jagen. Sei unbesorgt, wenn ich heute abend nicht heimkehre. Ich gehe ins Lorzentobel und nach der Baarerburg und werde vielleicht in der Obermühle übernachten.“ Wolfgang hatte aber nicht gewagt, seiner Schwester bei diesen Worten in das klare Auge zu sehen.

Er ging. Im Breitholz traf er frische Spuren von Rehen, er beachtete es kaum; wie er sich der Siehl näherte, sprang ein Hirsch quer über seinen Pfad, ein stolzer Zwölfender, und floh unter den mit Schnee beladenen Ästen des Hochwaldes dahin — er setzte ihm nicht nach. Bald hatte er die Grenzen des Kantons hinter sich; rüstig schritt er fürbaß, und am Nachmittage stand er in Zürich vor Edlibachs Hause.

Wer schildert die Freude der alten, ehrlichen Regula! Und Agnes tat so lieb und gut und übte einen solchen Zauber auf das betörte Herz des Jünglings, daß ihm der letzte Rest besonnener Überlegung entschwand. Der Patrizier setzte ihm auseinander, wie es allerdings eine Zeit gegeben habe, in welcher es sein Wunsch gewesen wäre, Agnes dem Sohne seines Freundes zu vermählen; — dank dem Starrsinne des alten Kolin sei aber diese Zeit vorüber. Dann fragte er, ob sein Vater überhaupt jemals einwilligen werde, daß er eine Zwinglianerin eheliche. Wolfgang mußte es verneinen. „Aber sie wird meinem Vater eine liebe Schwiegertochter sein“, sagte er, „wenn sie zum alten Glauben zurückkehrt, und dem steht ja nichts im Wege, falls sie mit mir nach Zug hinüberzieht.“

„Ich will dir einen andern Vorschlag machen“, sagte der Patrizier. „Statt daß meine Tochter zu euch nach Zug gehe, lade ich dich ein, daß du zu uns nach Zürich übersiedelst und den reformierten Glauben annehmst — willst du?“

„Edlibach, Edlibach!“ rief der Jüngling, „führt mich nicht so in Versuchung! Alles will ich für Eure Agnes tun, aber laßt mich bei meinem Glauben.

Der Ratsherr schien bewegt. „Es sei“, sagte er nach einer Pause. „Behalte einstweilen deinen Glauben. Aber eine andere Bedingung will ich dir stellen; wenn du sie erfüllst, so mag Agnes mit dir nach Zug gehen.“ Und er erzählte dem Jünglinge, daß die Waldstätte schon wieder auf Bruch des Landfriedens sännen. Zürich sei wohl berichtet, daß es sich abermals um einen Bund gegen das evangelische Wesen, und zwar diesmal mit Kaiser und Papst, handle. Wolfgang müsse sich diesem bundesbrüchigen Unterfangen entschlossen widersetzen; er solle mehr auf das Wohl der Schweiz als auf das Urteil seines Vaters geben.

Dann zog der Patrizier ein Papier aus einer Truhe hervor und las ihm eine Reihe von Namen. „Die alle“, schloß er, „und wohl noch mehr, sind mit dem jetzigen Regimente in Zug unzufrieden. Sammle sie im stillen um dich, vermehre ihre Zahl, zwinge eure Räte im entscheidenden Augenblicke, den wir bezeichnen werden, den Landfrieden zu halten, und rette so das Vaterland. Dann soll Agnes dein sein.“

So sprach der schlaue Mann, und der Jüngling sagte „Ja und Amen“. Hätte er das feine Lächeln verstanden, das die Lippen des Patriziers umspielte, als sie zur Bekräftigung die Hände ineinander legten — Wolfgang würde sich, seinem biedern Vater und seiner treuen Schwester manche schwere Stunde erspart haben. So aber hatte die Leidenschaft sein Auge geblendet.

Von dem Tage an war Wolfgang ein anderer. Die giftige Pflanze unseliger Abneigung gegen seinen Vater, in dem er den Feind seiner Wünsche und seiner Heimat erblickte, trieb ihre Wurzeln immer tiefer in sein im Zauberbanne der Leidenschaft schmachtendes Herz. Er schritt zur Durchführung des mit Edlibach besprochenen Planes. An Freunden der Reformation fehlte es nicht. Gleich im Anfange predigten drei Geistliche, Bartholomäus Stocker, Werner Steiner und Jodokus Müller, ebenso heiratslustig wie der Zwingli, die neue Lehre vom lautern Gotteswort. Der Rat verwies sie aus Stadt und Amt, und als ihre Anhänger ihnen zur Predigt nach Kappel und an den Züricher See nachliefen, kam ein strenges Ratsverbot. Das eine wie das andere hatte böses Blut gemacht, und der Unzufriedenen gab es in der Tat nicht wenige.

Unter den von Edlibach Genannten befanden sich auch fast sämtliche Gesellen, die Wolfgang an jenem Abend in der Fischerstube getroffen hatte. Er besuchte nun häufiger diese Schenke, war freundlich und leutselig, ließ auch manche Kanne auf seine Kosten aus dem Keller holen, sang ein fröhliches Lied und strich die Weisheit und Macht der Herren von Zürich heraus. Das wirkte: bald fielen bissige Reden gegen die regierende Partei, und wie es doch besser wäre, sich dem allzeit mächtigen und reichen Zürich anzuschließen als den armen Hirten der Urkantone. So legte eines abends der alte Wunibald los, und als der Sohn des Bannerherrn diese Rede nicht krumm nahm, brach das Eis völlig. Es war nun Wolfgangs Sache, die entfesselten Wogen dem gewollten Ziele zuzulenken. Der junge Patriot tat es nicht ungeschickt, in dem er seine politische Ansicht darlegte: Festhalten vor allem am Landfrieden und kein Bündnis mit dem Auslande. Die Sache hatte ihr verlockendes, und Wolfgang beschloß, bei der nächsten Landgemeinde den Sturmlauf gegen die Ansicht seines Vaters zu wagen. Da kam plötzlich die Proviantsperre und vernichtete seine Hoffnung. Die Berechnung Zürichs, so das Volk der katholischen Kantone gegen seine Obrigkeiten zu hetzen, schlug nämlich ganz fehl; der Unwille richtete sich vielmehr gegen die Urheber dieser verhaßten Maßegel.

Wolfgang eilte unter einem Vorwande nach Zürich, um mit Edlibach Rücksprache zu nehmen. „Alles war im besten Gange“, sagte der Jüngling unmutig; „ich setze meinen Kopf, die Kantone hätten es nicht gewagt, den Landfrieden zu brechen, und nun kommt Ihr mit dieser unseligen Sperre und treibt die Leute zum Kriege.“

Der Patrizier zuckte die Achseln, sagte aber nicht, daß ja der Krieg es gerade sei, was das übermütige Zürich wolle. Man müsse das mögliche tun, um großes Blutvergießen zu verhüten, erklärte er Wolfgang, und dazu sei es nötig, daß Zürich von den Absichten der Kantone genau unterrichtet werde.

Agnes sah Wolfgang damals nicht; sie hatte mit viel fröhlichem Volke eine Maifahrt nach Baden gemacht; der Junker Frei war mit ihr. So hatte ihm die alte Regula erzählt. Das verdroß ihn nicht wenig, aber spornte ihn auch nicht, nach Edlibachs Willen zu handeln; übrigens mißtraute er dem Patrizier keinen Augenblick.

In den letzten Wochen des Herbstmonats erreichte die Spannung zwischen Zürich und den Kantonen ihren Höhepunkt. Fast Tag für Tag waren die Abgeordneten auf Tagsatzung zusammen. Man hoffte, das mächtige Bern von dem unbilligen Vorgehen Zürichs überzeugen zu können. Dann hieß es wieder, der König von Frankreich wollte vermitteln. Inzwischen wurde die Proviantsperre immer drückender.

Da versammelte sich am 9. Weinmonat zum letztenmal die Boten der katholischen Kantone auf einem Tage zu Brunnen. Feierlich wurden die alten Bundesbriefe verlesen. Dann erhob sich der Vorsitzende, Landammann Gilg Richmuth von Schwyz, und fragte die Gesandten auf ihren Eid, was Rechtens sei. Einhellig wurde der Beschluß gefaßt, die Waffen zu ergreifen, mit männlicher Tat den alten Glauben zu schirmen und so entweder mit Gott zu siegen oder für ihn zu sterben. Auf die Hilfe des Kaisers, der ferne in Brabant weile, könne man nicht warten. Der Papst hatte ihnen zum Beweise seines guten Willens zweihundert welsche Büchsenschützen geschickt.

Am Abende desselben Tages saßen Wolfgang und Hedwig zur Zeit der Dämmerung im traulichen Gespräche zusammen. Der Jüngling war herzlich und brüderlich, wie er seit Jahr und Tag gegen seine gute Schwester nicht gewesen. Hedwig hatte es verstanden, Saiten anzuschlagen, die mit einem milden und doch erschütternden Klange in der Brust des Bruders widerhallten; die ganze Jugendzeit mit ihren unschuldigen Freuden war in einzelnen Bildern vor seine Seele getreten. Sie hatte ihm von dem Tage der ersten heiligen Kommunion erzählt und ihn an das Verschen erinnert, dessen erste Zeilen ihm die selige Mutter, auf ein Band gestickt, zum Andenken gab. Es lautete:

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein:
O Jesu, Gott und Heiland mein!
Du bist in mir, ich bin in dir —
Daß es so bleibe für und für!
Du bist die Rebe, durch die ich lebe
Und so nur süße Früchte gebe.
Du bist die Ähren, so mich ernähren,
Daß ewig meine Wonnen währen."

Dann kam Hedwig auf die erschütternde Stunde zu sprechen, da ihre liebe Mutter von einem plötzlichen Krankheitsfalle ihnen entrissen wurde. „Erinnerst du dich, lieber Wolfgang, wie der Vater uns weinend dort in die Kammer hinein an ihr Sterbebett führte; wie wir niederknieten und die liebe, gute Mutter mit Weihwasser uns das heilige Kreuz auf Stirne, Mund und Brust zeichnete; wie sie uns sagte, sie gehe nun in den Himmel, die liebe Mutter Gottes werde in Zukunft unsere Mutter sein, und wie wir ihr versprechen mußten, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne zu ihr im Gebete unsere Zuflucht zu nehmen? Du warst damals etwa zwölf Jahre alt und gingst bald darauf nach Zürich: hast du dieses Versprechen auch gehalten?"

„Ja, Hedwig, ich erinner mich keines Tages, an dem ich nicht zu Maria gebetet hätte", sagte der Bruder.

„Gott sei Dank!" rief das Mädchen. „Ach, Wolfgang, du weißt nicht, was ich deinetwegen schon ausgestanden. Du bist so kalt gegen den Vater; — glaube nur, er fühlt es und fühlt es tief, auch wenn er den Schmerz in seiner Brust verschlossen hält. Neulich fand ich ihn hier, wie er vor dem Kreuze betete und weinte, und es war deinetwegen. Und dann munkeln die Leute allerlei; es sollen Zusammenkünfte in der Fischerstube stattfinden, wo alle zwinglisch Gesinnten zusammenkommen, und du seiest auch dabei."

„Las dich das Gerede der Leute nichts kümmern, Hedwig! Und was den Vater angeht, was kann ich dafür, daß er — Doch wer pocht so heftig an die Haustür?"

Hedwig war bereits an das Fenster geeilt und rief: „Es ist der Vater!" Es war in der Tat Kolin. Erschöpft von dem scharfen Ritte, trat er in die Stube und ließ sich, den Schweiß von der Stirne trocknend, auf den Stuhl nieder, den ihm sein liebes Töchterlein mit flinker Hand herbeirückte.

„Hedwig, bist du bereit, Gäste aufzunehmen?" fragte er. „Die Banner unserer katholischen Freunde werden morgen hier eintreffen, und da wird unser Haus und das Städtchen übervoll werden."

„Die Banner hier — wozu?" fragte Wolfgang betroffen.

„Es gilt den Kampf für unsern Glauben und unsere Unabhängigkeit", antwortete der Bannerherr. „Morgen früh wirst du gewappnet mit ausziehen."

„Also offner Landesfriedenbruch! Ich ziehe nicht mit aus", lautete die rasche Antwort des Sohnes.

Sprachlos schaute ihn der Vater einen Augenblick an; dann schwoll seine Stirnader, und wie Wetterleuchten zuckte es aus seinen Augen. Hedwig sah den Ausbruch des väterlichen Zornes und wollte ihn beschwichtigen. Aber Kolin sagte: „Sei still, Kind, und laß mich mit dem da allein." Die Schwester warf beim Weggehen einen bittenden Blick auf den Bruder; er wurde aber nicht beachtet.

„Du willst nicht mit uns ausziehen", hob der Bannerherr wieder an, „für unsern alten Glauben und unser gutes Recht? Du willst dich also offen auf die Seite der Vaterlandsverräter stellen?"

Der Jüngling erwiderte trotzig: „Nicht ich bin ein Verräter; nicht ich habe die Schweiz an Kaiser und Papst verraten!"

„Schweige, Knabe!"rief der Vater zitternd vor Aufregung. „Du wirst mich nicht belehren wollen, was einem biedern Schweizer ziehmt, du, der du um eines Mädchens willen deinen Vater und dein Land, deinen Glauben und deine Ehre verlassen hast! — Doch es ist gut, daß es zwischen uns klar wird. Es hing schon lange wie eine Wetterwolke über uns — aber daß es so sich entladen werde, hatte ich doch nicht geglaubt. Du willst also nicht mit ausziehen?"

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XV. January, 1947. No. 4

Preface of the Mass for Christmas.

It is truly meet and just, right and availing unto salvation, that we should at all times and in all places give thanks unto Thee, O holy Lord, Father almighty, and everlasting God.

Because by the mystery of the Word made flesh the light of Thy glory hath shone anew upon the eyes of our mind: that while we acknowledge Him to be God seen by men, we may be drawn by Him to the love of things unseen. And therefore with angels and archangels, with thrones and dominations, and with all the heavenly hosts, we sing a hymn to Thy glory:

Holy! Holy!
Holy!

CONTENTS

The Marienbote is edited and pul · lished monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

The Incarnation and Science

Again, by God's permissive will, Christmas will dawn upon a distraught world. The hope for "Peace by Christmas," wistfully repeated over and over, this past year, by millions of Christians, innocent victims of rulers' hate, greed, and cruelty, may not be realized in a temporal sense, but the Peace of Bethlehem's Babe, a spiritual quality, can be enjoyed by every worshiper of the Incarnate God, lying meekly in the Manger. Wars may rage; nations may crumble; impious rulers may seem to flourish at the cost of savage persecution; but the peace brought to this earth by the Prince of Peace will forever endure.

It may be contrary to astronomical fact, yet consoling to imagine that the same Star that shone so brilliantly that first Christmas night, as a beacon on the cave wherein the Virgin Mother knelt in ecstatic adoration before her Divine Infant Son, still beams radiantly on those whose eyes are raised in faith to the heavens where Peace reigns eternally.

The Magi accepted as their guide the light of that phenomenal Star which led them to adore the world's Redeemer, to learn and spread in Persia and the far Orient, the mystery of the Incarnation realized in the Babe of Bethlehem. Their science of astronomy was also their science of God. They knew, when the Light flooded their understanding in their act of adoration and acknowledgment of the Divine Child's Kingship, that "the Incarnation lies at the bottom of all sciences and is their ultimate explanation." They knew that the Beacon they followed as well as the great sweep of starstudded skies, the world of nature and of matter with their phenomena, are sparkles of God's life in all created things.

It may be asked, did the Wise Men foresee the great strides made by science down through the centuries? Did they envision the mighty achievement, permitted by God, of the latest phenomenon, the atomic bomb, whose potentiality as an instrument of war, threatens the very existence of humanity? Certain it is that God Incarnate foresaw man's perversity in ignoring His standards of morality and justice and the inevitable plague of wars that were to scourge humanity. He saw the evil use made of His gifts of nature, the latest being this atomic bomb which, as a means of shortening the war, slaughtered 50,000 "non-combatants." Of the 12,000 innocent Catholics in Nagasaki, 10,000 were killed outright. The end in view does not justify the intrinsically wicked means employed. Certain recognized weapons may be used against "combatants"; no lethal weapon of any kind, much less, the most deadly of them all, may be used directly against "innocent non-combatants." ....

Some contend that there is no moral argument against modern warfare, that text books on moral theology must be revised to meet the overwhelming threat of this unique weapon. Truths of the moral order based on intrinsic good or evil are immutable. Through the ages, the slaughter of "non-combatants" has been regarded as intrinsically evil. Even in the days of the flood, God mercifully provided for the innocent. Salvation of humanity is the supreme law. Disregard of the moral law means no right; no right means only might.

It is not likely that the Incarnate God permitted the discovery of the combination of molecules and the split atom as a final warning to obdurate international leaders who refuse to outlaw war as an instrument of international policy, who are pitiably subservient to the long established armed supremacy, who, even as rivers of blood have ceased to flow in the pause of conflict, are still bent upon preparing for the "next war"?

The history of earth's conflicts is not recorded in Heaven, save as they tell for or against the salvation of human individuals, composed of atoms so dear to God that He became the Word Incarnate in Bethlehem, but only human biographies are there preserved for His glory. On these hosts of blessed souls, the Star of Bethlehem did not fail to shine during their earthly pilgrimage. Christmas Peace is theirs.

"Mary Immaculate"

Two Girls and a Cross

By Rosa Zagnoni Marinoni

Betty walked hurriedly, her feet rippling under her, the heavy suitcase in her right hand. The street lights gleaming in the rain looked like a chain f stars leading on and on. Betty did not dare pause. She kept walking, wanting to look like a person hurrying home. Traffic had almost stopped. Only a few taxis sped by at intervals. A clock in a shop window told her that it was ten minutes to midnight.

Soon, tall buildings were giving place to low structures. Stores were left behind, and wooden houses stood out on unkept yards. Betty walked slower, peering at the houses, hoping to find the sign she was looking for: "Rooms to Let."

Betty hoped she might find a kind person who would let her have a cheap room on credit, even if she told the truth, namely, that she had but 25 cents in her purse, and no work was in sight. The voice of her former landlady still rang in Betty's ears, as the woman had come to her room with a new roomer ready to move in. "Young lady, I told you to be out of here by sun-down! I've had all the promises I can stand from you. Pack your things and get out!"

In the street, Betty had started toward the poorer section of the town, looking for the sign, "Rooms to Let." She felt very tired, but she kept walking, Before long she had reached the suburbs where homes stood out in the center of well-cropped lawns.

One house bore the sign she was looking for. Betty climbed the porch steps and rang the door bell. She had to wait a long time before a woman appeared.

"Do you have a room to let." asked Betty timidly.

"Come back in daylight!" gruffed the woman, and the door banged shut.

The day's rebuffs came vividly to Betty's mind. A new feeling of fear seized her. She started walking fast. Suddenly, through the rain she saw a church looming before her. Betty went up the steps and tried the door. It was locked. In the entrance there was a nook, where the vestibule made an elbow. Betty slumped against the wall, glad to be protected from the rain. She sat on the suitcase, trying to dry her face with a handkerchief.

A sense of protection enveloped her. This is like being in the vestibule of heaven, she thought. Her right hand fumbled at her neck and closed on a gold cross. Betty never felt quite lonely, knowing that her cross was pinned to her dress above her heart. That crucifix was her only valuable possession. She had never considered parting with But Betty had never placed material value on that cross which had rested near her heart all her life. It was too preciously dear it, not even when she had found herself out of work, when she had been hungry, as she was now. The little cross was valuable, for there were seven rubies along its length and a diamond shone in the center of it. On the reverse side of the cross was engraved the inscription "Betty."

A girl who worked at the match factory where Betty had been employed, once had told her that the cross would have sold for over \$50—perhaps \$75. to her.

Even Mother Lucy, the kindly woman who had adopted her, had never suggested selling it. Once she had said to Betty, "When I found you after the earthquake, that cross and your little dress was all you had. And I have called you Betty, the name engraved on the cross. I've had a hard time trying to raise you, but I'd starve before I'd sell that cross, for I feel certain that some day it will be the means of reuniting you to your parents."

Mother Lucy had always held that hope, but Betty had well surmised her family had perished in the earthquake which had

Madonna of Flowers: Nativity Scene

The cattle-shed is dark to night,
But in it blooms a Lily white;
A Mother's breath defeats black death;
In deepest gloom shines heaven's light.
The Rose of Sharon blossoms bright;
God gives to earth one spotless birth;
And all the world, both near and far,
Glows with the splendor from one star.

Leonard Twynham.

devastated San Francisco.

"Poor Mother Lucy," mused Betty, as she kissed the cross. "It is better he went to heaven, than to see me without a home, without friends—"

The rain was beating a rhythmic tatoo over the roof of the church as it rippled down the steeple. Betty fell asleep in the vestibule to heaven.

A loud ringing of bells awoke her with a start. Sunlight was shining about her. The church door was still closed. Betty rose to her feet, glad no one had found her sleeping there.

An old man dangling a bunch of keys, was coming up the church steps. "Good morning," he greeted. "You're mightly early for Mass. If you've come down for confession, Father Gregory will be down pretty soon.

Lucy entered the church and knelt in a pew. Soon a priest came down the aisle and walked into the confessional.

Betty went to confession, attended the Holy Sacrifice of the Mass and partook of the Bread of Salvation .When she walked out into the street once more, Betty was in sunlight.

The street looked gray this morning. The houses had a clean washed look. Betty felt especially attracted to a house with lilac bushes growing about the yard. As she paused before it, she was pleasantly surprised to see a "Rooms to Let" sign on its porch.

The day had started well. There seemed to be a blessing to it. Betty opened the gate, walked to the porch and rang the bell. The smiling woman who opened the door did not let Betty ask the question she had been rehearsing.

"I'm mightly glad you got here good and early!" she said. "I surely need you!"

Betty tried to explain her presence, but the woman had taken her suitcase and was hurriedly leading the way up the stairs.

"I hate to hurry you like this," she was saying, "but a party of tourists came in last night in the storm, and they all want breakfast at once! I certainly do need help, and right now!" The woman opened a door to a neat little room. "This is your room," she said. "You'll find a maid's uniform in the closet, and there's a fresh apron on that nail! As soon as you're ready come down to the kitchen. I must run. I'm making waffles!" She started to leave the room.

Betty tried to detain her. "I must explain," she began.

"No time to explain now!" laughed the jolly woman. "You can talk to me after breakfast!" And she ran down the stairs. Betty heard her say to someone, "Wasn't it lucky the girl from the agency came this morning instead of this afternoon? She's a nice little thing. We're going to like her!"

Betty hurriedly dressed. She realized the woman had mistaken her for someone else, but since the woman needed help she'd try to please her and explain later.

"She might be so kind as to let me stay," thought Betty. Nothing seemed impossible to her this blessed morning of grace.

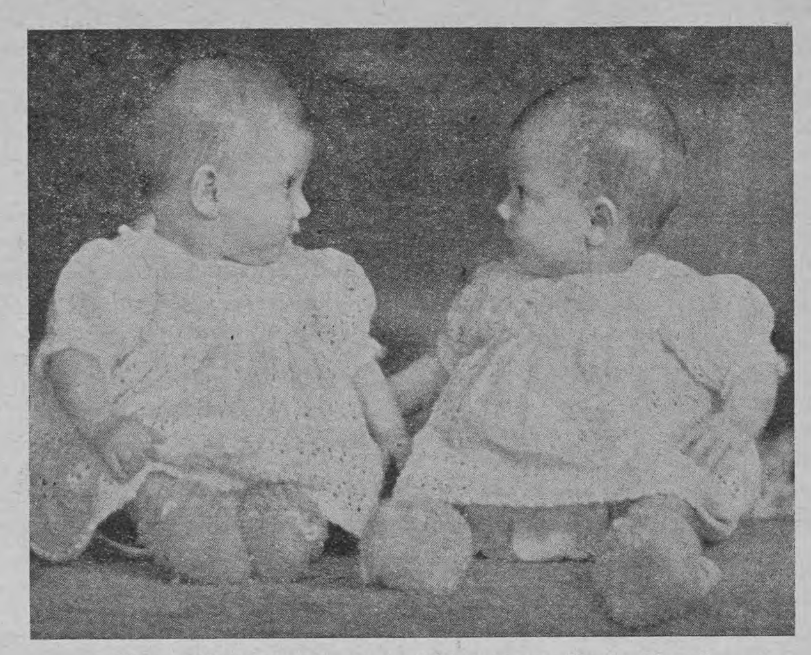
Downstairs, Betty was soon making waffles beside the jolly woman as if they had been partners to waffle making for years.

The morning passed breathlessly busy for Betty. She found out that the house was a combination of tourist home and tourist camp. The cabins stood on a neatly cropped lawn at the rear of the house. Betty swept out cabins, made beds, and was happy to be able to please the jolly woman who insisted Betty call her Aunt Bella, for short. "I never had a girl work like that before!" said Aunt Bella to her husband.

Betty was setting the table for dinner when the door bell rang. A girl with a suitcase was standing on the porch. Betty ran to Aunt Bella. She had to explain—just had to!

"The girl from the agency is here," she stammered. "No one sent me to you—I just happened by. I had been to church—I needed work—that is what I have wanted to tell you all morning—"

Aunt Bella stepped to the door. "Don't worry," she said, patting Betty's shoulder. "With the amount of work we have



Merry Christmas to you! Did you see Santa Claus?

around here, I'll need all the help I can get."

That day Aunt Bella had two girls in her employment and Betty had a room-mate. The new girl's name was Nancy. The agency had recommeded her as a good worker, but before nightfall Aunt Bella told her husband, "Nancy will have to scurry to keep up with Betty."

Nancy did not like Betty. "That girl is going to keep me on my toes," she thought. "She's crazy to kill herself working."

Betty was too happy and busy to notice Nancy's enmity, but she resented her room-mate's snickering when she knelt to say her prayers before going to sleep.

The next morning Betty awoke to find Nancy standing before her bureau examining her cross. "Say, what's this you have here?" she asked. "Is it something you picked up at the last place you worked?"

Betty smiled. "No," she said, thinking Nancy was jesting. "That is my miraculous cross. I've always had it and I'll never part with it!"

"Always had it, eh?" smiled Nancy incredulously. I've heard of folks being born with a silver spoon in their mouth, but never with rubies and diamonds!"

One morning, two days later, Betty missed her cross. Recalling the interest Nancy had taken, she ran downstairs and asked her, "Have you seen my cross? I feel certain I left it on my bureau last night."

Nancy turned from frying bacon. "Say, don't you accuse me of taking it!" she said crisply.

"What are you girls talking about?" asked Aunt Bella.

"Oh she lost a trinket and she's blaming me for it," peeved Nancy. "It wasn't worth anything anyway!"

"Forget it girls, there's work to do," put in Aunt Bella. "Betty, you must have dropped it some place. You'll find it!"

That morning Betty went about her work in a daze. She felt certain she had left the cross on her bureau, but she had been so tired the night before that she might have been mistaken. Perhaps Aunt Bella was right, she may have dropped it while sweeping out one of the cabins.

Two days later Nancy went out and returned with a new hat and two new dresses. "Got them at a bargain sale!" she said.

But the dresses were too fresh and stylish to have been bought at a bargain. And they hadn't been. Nancy had pawned Betty's cross for $20. Some day, when she had more time, she would redeem it and sell it.

New Year's Trail

Yesterdays roads are winding and worn,
Yesterday's loves burn low,
Today is a tent where plans are drawn
For tomorrow's opening show.
Welcoming dawns are rosy and gold,
Adventurous spirits rise
To the challenge of new and ancient dreams
And old love in disguise.
Hope is a song of New Year's Trail,
Broken hearts glow and mend,
And all can believe on New Year's Day
In gold at the rainbow's end.

—Mary Estelle Daunoy

Betty felt dismally lonely without her cross. Every morning and night she prayed fervently to find it. But days weaved into weeks and the disappearance of the cross remained a mystery.

And then something strange happened. One morning as Betty was sweeping out one of the cabins, she found herself breathlessly staring at something glittering beneath the bed. For one moment Betty thought she was imagining things. Then she stooped and picked up the shining object. It was her cross! Betty rushed toward the house calling out joyously— wanting others to share in her joy. "Aunt Bella! I found my cross! I found it!"

Aunt Bella came forth smiling from the kitchen. "I told you you'd find it," she said.

"You've found what?" asked Nancy, turning from the stove. Betty held the cross out for her to see. "Look, I found it!" she jubilated.

Nancy's face blanched. "Where?" she asked.

"On the floor of cabin number eight!" answered Betty. "I suppose I dropped it in a corner while working. This morning when I swept the floor it rolled into view!"

"I'm glad you found it," said Aunt Bella. "Now you won't go about with a sad face." And she went back to work.

Nancy ran to her room and excitedly looked into her purse, fearing Betty might have found the ticket and somehow redeemed the cross. But the ticket was still in the lining of the purse where she had hidden it.

Nancy felt her knees weaken. Her hands grew chill. When Betty had told her that the cross was miraculous, she had attributed the word miraculous to some sort of witchcraft superstition. But now the cross had reappeared as if by magic! Was this what Betty would call a miracle? Nancy felt frightened. In her ignorant mind the reappearance of the stolen cross assumed the eeriness of the supernatural. She felt an impulse to run to the pawnshop, ask for the cross and find out how it had gotten away from there. But she did not dare.

That night Nancy could not sleep. A queer unrest shook her. She sat in a chair near the window, staring into the night. When she dozed she thought she could see that cross shining on top of the church steeple. At dawn, Nancy awoke with a start. Someone was ringing the door bell.

Nancy went to the door. A man, a woman and a girl stood before her.

"Sorry to get you out of bed at this time," said the man. "We are the tourists who occupied cabin number eight yesterday morning. Has that cabin been rented? Has anyone been in it?"

'I think it's been rented," said Nancy. "But we can give you another one."

The woman broke forth. "We don't want to rent a cabin. We travelled 200 miles before we realized we had left something valuable in the cabin, and drove right back."

"What did you lose?" Nancy asked, her voice low.

"A cross—a jeweled cross," said the girl anxiously. 'Has anyone found it?"

Betty woke with a start. Aunt Bella was at her bedside. "Wake up, Betty!" came her voice. "The people who lost that cross are here asking about it!" There was reproach in the tone. 'You had better give it to me so I can return it without further trouble."

Nancy peered from the door. "They came for the cross! They want it!" she chimed.

"Who wants my cross?" cried Betty, still dazed from sleep. "It's mine, I'll not give it to you!"

Aunt Bella's voice became chilled. "Betty, I run a respectable place," she said curtly. "If you don't want to give me that cross, you'll have to get up and face the music!"

Betty leaped from the bed and hurriedly started dressing, her mind in a turmoil, her words rambling. 'I'll see those people. There is a mistake—they will realize that as soon as they see it. It's my cross— mine— mine."

"Come on," said Aunt Bella, pity in her voice. "They might not make it hard for you. They look like nice folks. The cross is all they want."

Aunt Bella led Betty downstairs. Nancy followed, her face ashen.

THIS WONDROUS NIGHT

'Tis on this silent and most wondrous night
That mystic splendor veils Bethlehem's hill,
And sparkling stars, paling in awe, watch, still,
As seraph wings bend low from Heaven's height,
In homage, o'er the cave aglow with Light
Divine, that falls like healing dew to fill
Men's withered hearts with love, to warm the chill,
Proud world. And cradled in that radiance bright,
There lies a tender Babe, the King of kings!
Not to lords of might, whose pride abhors a cave,
Does He stretch little arms, but to the lowly
Shepherd boy with eyes faith-lit, as he brings
His humble gift, a fleecy lamb, no more, save
His heart, laid at the feet of the All-Holy.

Mother M. Hildegard, O.S.U.

In the parlor Betty faced the tourists. She stood in the doorway, the cross tight in her hand. Her eyes travelled from the gentleman's face to that of the young girl who was anxiously asking, "Do you have it? Did you find it?"

Betty did not answer. Her eyes were gazing at the woman with the gray hair, who stood regarding her.

"Go on, Betty, give the people their cross," said Aunt Bella. Then trying to laugh, "She's an honest girl. She's glad to give it to you, aren't you, Betty?" Aunt Bella was trying to help.

But Betty's right hand remained tight on the cross. "The cross I found is mine. I lost it!" she declared, her voice hollow.

"Let me see it," said the girl, taking one step forward.

Betty opened her right hand. "See," she said. "This is not yours."

"But it is!" cried the girl, reaching for it.

Betty's lips trembled. Her fingers closed on the jewel. 'How many rubbies does your cross have?" she breathed, in a last attempt.

"Seven," answered the girl promptly.

"And what word is engraved on the back of it?"

"Mary, my name," replied the girl quickly.

Betty smiled. "Here," she said. "You may see for yourself that this is not yours." And she handed the cross to the girl.

The girl glanced at it. "I'm sorry you take this unfortunate attitude," she said somberly. "My name is plainly readable here."

Betty dazedly looked at the cross and gasped. "Who changed the name?" she breathed. "This cross had my name on it —Betty— not Mary."

"Betty?" It was a cry from the woman's lips. "What do you know of a cross with that name on it?" she asked.

Betty looked confusedly about her. "I have always had it. It was mine—I lost it."

"Where is that cross now? Do you have it?" It was the gentleman speaking.

"No," rambled Betty. "As I told you, I lost it—and when I found this one I thought it was mine.I did not look at the engraving because I felt so certain it was mine!" Then with courage, 'I still think it's mine! Someone changed the name. There can't be two crosses just alike!"

Aunt Bella came forward and placed her arms about Betty. Then, turning to the strange girl, she asked, "Did you have this cross a week ago? Two weeks ago?"

"Yes," broke forth the girl. "I always had it. I lost it the night before last. Mother—what is the matter? Mother!"

Betty turned. The woman with gray hair had slumped into her husband's arms.

"Nancy, get some water quick!" cried Aunt Bella.

Nancy did not stir. She was leaning against the wall staring at the unconscious woman, terror etched on her face. The ominous appearance of the miraculous cross had stabbed fear upon her guilty consience, and now, the fact that one of the people who had come to claim it had suddenly slumped into unconsciousness, swayed her superstitious mind into a turmoil of terror. Nancy recalled a cinema production she once had seen about a rajah's ruby which brought death to all who claimed it. If this woman who had come to claim the miraculous cross was now unconscious before her, what might not happen to her, who had actually stolen it?

Nancy did not answer Aunt Bella. She wheeled about and ran up the stairs to her room, took the pawn ticket from her purse and ran down stairs.

"Here," she cried, rushing up to Betty, "here is the pawn ticket! I took your cross. I pawned it!" She turned and ran up the stairs and started packing. Nancy was going away from that house before something terrible happened to her.

No one in Aunt Bella's sitting room heard the door bang shut behind Nancy as the frightened girl left the house, leaving most of her things behind, rushing away as if demons were persuing her.

No one heard the door close, for something very wonderful was happening in that room at the moment. The lady with gray hair had her arms about Betty. She was saying, "As soon as I saw you I noticed the resemblance to Mary—and my heart told me I had found my little girl, my Betty!"

"Mother!" How sweet the word was to Betty's ears! She whispered it over and over again as she gazed into the woman's eyes through a blur of tears. Her mother was fingering the little dress which Betty had kept all these years—the little dress she was wearing when Mother Lucy had found her.

It was hard for the gentleman to wait until the pawnshop opened, not that he had any doubt as to Betty being his lost little girl—for his heart and his eyes told him she was—but the cross, the miraculous cross, had to be once more over Betty's heart where it belonged.

Betty's arms which had been empty of love, were not wide enough to press her loved ones to her heart—mother, father and Mary, the girl whose blue eyes reflected the color of her own, whose golden hair matched hers, and whose kisses on her cheek felt as if they belonged there!

WHY PRIESTS DON'T MARRY

It would be hard to find a better statement of the argument for the celibacy of the clergy than the following remarks of a poor Indian, quoted in the Life of Bishop Baraga:

"Our forefathers had men with black-robes as leaders. They had neither wives nor children. They devoted themselves entirely to prayer and to the service of the red men. When these men ate, they were satisfied, for they had but one mouth to fill, and when one of them died, he did not need anything more, for he had all he needed in heaven, and when we buried him we had only to pray for his spirit. Now they give us men like ourselves as chiefs of prayer, These men have women, and they love them. They have children, and they love them. The woman and children have many mouths and many backs. The poor man of prayer fears that these mouths will not all be filled and these backs will not all be clothed. He fears very much to die, for then those he loves will suffer from hunger, if we do not support them. As long as he lives he takes care of his wife and children and when he does this he says to the redskin: 'I do my duty.' And the redskin thinks what his father said that the Black-robe was a man not like one of us, and that he loved the redskin very much because he had but the Great Spirit and his people to love. He had no wife and child. He had but one mouth and one back, and when he died this mouth was shut and this back cold, and he feared not when the time came to die, and he looked only on the redskin, whom he loved."

A PLEA

From early morn till late at
night
My hands are never still,
I have so many tasks to do,
So many mouths to fill.
I have so little time to pray.
And, sure, You will forgive,
For all my busy days I try
To praise You while I live.
And though I cannot find the
time
To spend long hours in prayer,
You will not think that I forget
Your constant help and care?
For I must work and be content
To let the others praise;
And yet with you my heart is
filled
Through hard and prayerless
days.

Julia W. Wolfe.



O come, Let us adore Him!

Christ in the Night

Quentin Morrow Phillip

From the bedrooms on the second floor the snoring of the Fathers Augustine, Gabriel, and James could be plainly heard. Deep and sonorous, like a roll of distant thunder on the plains, it penetrated every nook of the library downstairs where Father Walter still labored on his sermon for the next day.

Father Walter was an exact man, which explained why he stayed up so late. His sermons had to be just right, perfect to the last shade of thought. Where his confreres composed them on the spot, so to speak, as they stood up in the pulpit, he wrote his out and memorized them almost word for word. Some people thought he was foolish for doing that, but, then, they were of another mind when they heard him at Mass. His finished pulpit oratory was that good.

It was going on midnight, and he decided it would help his thinking apparatus if he meandered to the kitchen and raided the ice-box. Not that he expected to find much there, for Emma, the housekeeper generally saw to it that the next day's meals were far from the reach of her pious marauders, but there might be a sliver of cheese or some sandwich meat or, with luck, a luscious tomato, which would go just about right to a stomach that would be satisfied with almost anything at this late hour.

He no sooner turned on the light in the kitchen, when the front door-bell literally jarred him out of his slippers. A sick call, he thought. He immediately tried to place in his mind where he had laid his shirt and collar and the other appurtenances that make a well dressed man. For, as it was, he had on only his trousers and a frayed lounging robe that one of his relatives had given him as a Christmas present a year or two after his ordination. He always

wore his gifts until they became a discredit to their givers.

He hurried down the long hall to the front door, opened it, fell back a step as he looked into the face of what was either a harlequin or a monkey. Since it was unlikely that anyone would dress so to visit a rectory at midnight, it could not be a harlequin. And since there was neither a jungle, a zoo, nor a circus anywhere near the town, the visitor could hardly be a monkey, regardless how queer his face appeared. Therefore, it grew obvious that the man was a down-at-the-heel bum, one of that species of bums whose normal habitat is the jungles along the railroad tracks.

"What do you want?" asked the priest, undecided whether it was safe to talk to the man. Suppose he had a knife or a gun —murder could be committed and the house burned down before any of those sound sleepers upstairs would awaken and come to the rescue.

The lips of the monkey face did not move, but a voice issued from them, nonetheless. "I'm hungry, Father. You gotta give me something to eat. You don't want me to croak on your doorstep, do you?"

"Oh, heaven forbid," said the priest. He opened the door wider. "Come in. And try not to fall over the rugs. One man nearly broke his leg here yesterday. Where you from?"

"Ummm, from all over hell," said the man.

"Well, you sure look it." Father Walter led him to the kitchen, and at the same time looked around for something solid to grab in case he should need to protect himself. "I don't know what I can offer you, but you're welcome to whatever is in the icebox. Sit down at the table, and take off that grimy cap. When did you last shave?"

The monkey face grinned. Its owner apparently seemed to possess no inhibitions or fears or niceties of shame. "I quit shaving for the winter. Too cold in these parts for a man to walk around naked. And don't be giving me that queer stare. I'm harmless. Don't believe it? Here, I ain't got a thing in my pockets except a couple of dirty handkerchiefs and some identification papers. My name's Dutch. Dutch Hogan."

"Never heard of a saint by that name," said the priest, pulling open the door of the ice-box. "When was he martyred?"

"That's me nick-name," said the lips that did not move. "My right name's Archie. But don't you be telling it to anybody. Be damned if I want anybody to laugh at me."

In Mary's Lap

On Christmas night
A new-obrn Babe we see,
Her God and real Son,
In Mary's Lap.

On Calvary's height
This Son, a corpse, lies free—
His Father's work is done—
In Mary's Lap.

He cedes His right
As Son to you and me—
The place by death He'd won
In Mary's Lap.

What keen delight,
When newly born to be,
And when life's task is done—
In Mary's lap.

Placidus Kempf, O.S.B.

"It's an inviolate secret between us," chuckled the Father. He peered into the depths of the box. "Well, all I see is four eggs, a bottle of milk, two apples, a square of butter, and a tin of Philadelphia cheese. What do you think you would like?"

"Boy, I could go for the eggs," said the bum, rising sideways to verify for himself the inventory of the goods enumerated. "I could fry them myself. Or maybe scramble them. You got bread in the house?"

"I suppose there should be some in the pantry."

"Well, you get the skillet while you're there, and I'll get the stove started. How do you work this range, anyway? Must be a lot of guys here to need a stove this big—begging your pardon, I mean priests."

"Don't be so formal. Who are the guys you hang out with?"

The bum scratched his half-bald head. He was a little man; and what little of him there was, was lost in a coat and pants far too big for him. He looked like he might be wrapped in a tattered tent. "I don't hang out with nobody. I always goes me own way. But me luck ran out this time. I'd be sleeping now in a box-car in that railroad yard uptown, but I got so hungry I couldn't shut me eyes. And I got to thinking to meself I'll take a walk and maybe forget I got a stomach. So I walks. And by'n'-by I sees a church and this house next to it. And I sees a light. And I says to meself, I'll bet there's priests live in this joint. Begging your pardon, I mean rectory. And I know that priests gotta help a poor devil."

"Our job is to kick the devil in the britches," said Father Walter, unceremoniously assisting the bum at the stove. "How did you ever get to be so dirty? Sleep in coal cars?"

"Ah, it's a long story, bo. Begging your pardon, I mean Father. Guess I better wash me hands before I break these eggs. Where you got your bathroom" The bum glanced at the various doors within sight.

"The bathrooms are upstairs. You had better wash right here in the sink. There is a bar of kerosene soap under it; that ought to do the trick. Or how about using this can of Kitchen Klenzer that's on the window? I'll look around and see if I can't find you a towel."

The bum did look more presentable after he had washed his face and hands. He fried the eggs, and then he ate ravenously while the priest nibbled on an apple and wondered how he would get rid of him. And he was not so sure that he wanted to get rid of him. Keeping him in the house over night would be an act of charity, and heaven only knew what miracles were sometimes wrought in charity. It would take a miracle to make a man out of the bum.

"Do you intend to go back to your box-car?" he asked when Dutch had his fill. "It's kind of cold in the railroad yard, I imagine. What are your prospects for tomorrow?"

"Hell knows!" ejaculated Dutch, now working his lips with gusto. "I don't live for tomorrow. Take things as they come, is my motto. I might be in jail again. I've been in lots of them. The cops see you, they don't like your looks—bingo, you're in the clink! And I ain't ever done anything that I should be in the clink. I'm just a peaceful, easy-going tramp, always minding me own business—"

"You admit you're a tramp?"

"Oh sure. What else would you think I was?"

"Offhand I'd say you're a clever rascal. On how many priests have you worked this racket?"

"Aw, I ain't got a racket. I mean, that is, unless you except panhandling and begging handouts from lunch counters. But they've got the lid on in this town. I just blew in here two days ago, and I wasn't wised up. But this calling on priests—naw, I ain't ever done it before. So help me Jerry, I ain't. Of course, I always did know something about priests, about how soft they are for a touch—"

"Don't you be too sure of that." Father Walter smiled and relaxed himself in a chair. "I may be an easy mark, but they are not all like that. It was your luck that I wasn't asleep. I've been writing a sermon. . ."

"About what?" Dutch leaned back in his chair, crossed his legs as though he meant to stay all night, invited or not. His manner was like that of a man about town, smooth and self-possessed.

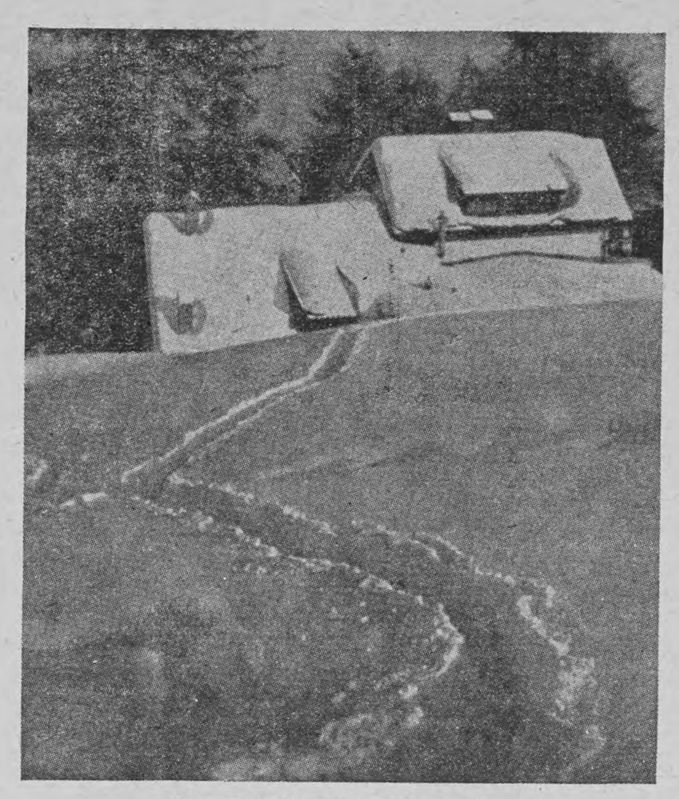
"About Job."

Dutch grinned again. When his mouth opened, it was as wide as that of a chimpanzee. "The Lord sure made a bum out of that guy, too."

"The Lord tested him," said the priest. "Job was a good man."

"Who says I wasn't?" The monkey face frowned, sobered. "You ain't forgetting, are you, that every man has a history? There can't be effect until there is cause. What you're seeing in me is the effect. The cause—well, what would you know about women."

Father Walter tried not to show his displeasure. "So a woman made a bum out of you? You couldn't have been much



The Path to Midnight Mass.

Unto Us a Child is Born

The Little Lord is born,
And cradled in the hay.
O may my love enclasp, enfold
The Holy Child today.
The Little Lord is born!
O have the angels smiled
To see within a manger bed
Almighty God a Child?
The Little Lord is born!
Sweet Mother, give to me,
In this glad day, the holy joy
Of thy maternity.

Ethel H. Butler.

of a man to start with. I know lots of men who had trouble with women, and I never saw any that let it get them down like it has you. Who was she?"

The answer was not immediate. "She was two of them. My wife— my daughter—the less said about them the better. Anyway I folded up. Just didn't give a rap. I'd worked hard for thirty years, and it didn't get me nothing. This way—well, I've been all over, seen places I wanted to see all my life; and I guess you could say I'm like that guy Job. Everything's happened to me but a date with the undertaker. Only Job could take it, and I couldn't."

"Perhaps the Lord was testing you."

"If He did, He picked the wrong guy. I'm not Job. I was only a railroad mechanic to whom nothing rotten should happen. Job was a big shot. Maybe he had to have things happen to him. But why me? I worked, I behaved myself, I turned over all my paychecks to my dame—and she pulls off a trick like that. Her whom I'd trust with my life! And that kid of mine—a chip off the old lady! It ain't right. The Lord ought to be more reasonable in who he picks on. I wouldn't have minded going through some trouble —a man expects there'll be sickness, and debts, and things like that. But stuff like your wife flying kite or your kid going to hell for dough—it's too much. Like I say, I folded up."

The priest surveyed the walls of the kitchen. A small picture of the Crucifixion hung between the back door and the porch window. It was a favorite of Emma's. He left his chair to take it down, laid it on the table.

"You should complain!" he said, a reprimand in his tone. "Here's a man who was only an ordinary carpenter, and look at all that happened to Him! His best friends denied Him, betrayed Him, sold Him down the river, in a manner speaking. And was that all? Look what they did to Him. And did He ask God to be more reasonable? He was God's Son. His own Father allowed Him to suffer more grief than you'll ever know. Did He fold up? He did not. Seems to me you're not a tramp, but a spineless jellyfish."

A patch of color shot into the monkey face. The bristles of the beard stood out straight. The bald scalp pinked. "Them's not polite words, Father. You don't have to jump on me. I didn't come here to harm you, and I wasn't expecting you'd hit me that way."

"In what way should I hit you? I assume you're a Christian." The priest colored, too. "At least, I don't imagine you're an atheist. You certainly must know about Christ. He wasn't a big shot. He was a carpenter. Probably never earned more than ten dollars a week in our money. And He worked for a good many years, too. But did they take that into account when they hanged Him? Not on your life. They treated Him like a criminal. What you need is a new slant on things. You're suffering from an inflated ego. That's your trouble, an inflated ego. All that your women did was to bring it out in you."

There was a silence.

Dutch uncrossed his legs, got up unsteadily. "Maybe you're right," he muttered. "If it's all the same to you, I'd like to go now. Thanks for the feed, and for your trouble, and maybe I'll be seeing you in church sometime."

"I wish I could see you there," said Father Walter, opening the door to the hall. "It wouldn't hurt you to callous your knees a little. This bumming—eh, it's stupid. A real man would be ashamed of it. Of course you never were a real man—"

The eyes above the simian beard glowered. "Says you!"

"Says me!" declared the priest.

Dutch paused at the door, looked hard at his host, then shot a glance at the picture on the table. "Mind if I take it?"

"No, take it. It's small enough to fit in your pocket."

"Thanks."

Then they were at the front door, and presently Dutch disappeared in the darkness around the corner. Father Walter then locked the door, put out the lights in the hall and in the library, and returned thoughtfully to the kitchen. He looked at the bare wall between the back door and the porch window. How would he explain it to Emma? It was the fourth time in three months that her favorite picture came to be missing in just that way.

MARY'S FLIGHT INTO EGYPT

Softly there fell from night's caressing hand
Deep shadows, then a voice that prophesied
To Mary, weary from the day's long ride,
She would find safety on the silent sand.
The Sphinx, mysterious ruler of the land,
Looked down with eyes of pity from its height,
And saw the anxious Mother in her flight
To Egypt where there reigned no tyrant hand.
This age-old image offered peace and rest,
And Mary sank to dream within its arm,
As free from thought of Herod's threatened harm
As was the Babe safe-sleeping at her breast.
Oh, Sphinx, unlock your secret! Did you hear
The song of angels as they hovered near?

Christmas is for Everyone

by Albert P. McGrann, O.M.I.



Christmas Singing.

Old John Rivers had a simple religion—getting the Number 43 in on time. On Christmas Eve he learned that Christ is needed, even on a streamlined train

The silver rocket was fifteen minutes late. But depend on Old John Rivers to bring his train into Los Angeles on time. He had never been late yet, even the time a cylinder blew coming up the Stepstone grade with a couple of extra passenger cars. Of course, he had a tough time of it that night; but Old John nursed the "One-lunger" into the train shed right on the dot. Even the Superintendent took notice of that feat. In the small box of keep-sakes at home—in the upper right-hand bureau drawer, along with little Johnny's first report cards from school lay a letter of congratulations from the President of the road himself. John Rivers thought such things worth keeping.

The dispatcher had simply said, "Three more sections behind you tonight, John. Bring her in on time." He knew he was talking to the best engineer on the Division. John Rivers needed no urging—just give him a good engine and a clear track, and he would show these young whippersnappers who thought they could run an engine what speed really was.

With the advent of the new streamliners many of the old engineers had been assigned to local runs. The transcontinental trains required younger men, they claimed. Something about the psychology of reactions at high speed, and all that mush. But Old John insisted on staying. After many arguments, and with some misgivings, they left him on Number 43 when she became the Silver Rocket.

So far he had done as well as the younger men, but there was always the dread in the "Old Man's" mind that some night the high speed of the new train would be too much for John Rivers. The Old Man was getting old himself, and his reactions—or whatever they called those things the company doctor was always talking about—were slowing up too. He couldn't think as fast as he formerly could. Oh well, John wanted to stay, so let him stay. He'd soon retire anyway. Be too bad to let him down now.

Thoughts of these things and a hundred others mulled through the old engineer's mind, as his train flashed along the rails; they were subconscious thoughts, for his alert senses were ever on edge for a red semaphore in the distance or a stray animal on the tracks. Thank God there was no danger of an automobile appearing out of nowhere to dash across the tracks in front of him. But wild horses or desert animals sometimes got panicky from the roar of the train and lunged across his path. Bad to hit a large animal at his speed. Yes, sir, an engineer had to be on his toes on this run.

But other thoughts occupied his mind too, and above all the thought that this Christmas "little Johnny" and his family would be with him and Mary. It was a long time since they had their son home for Christmas. Johnny had never been back since he left for the East. Made money, too, travelled by plane instead of train. This time he wasn't coming alone. He was bringing his wife and their little girl with him. How time flies, mused Old John. Now his boy had a child of his own. He only hoped they would be as happy as he and Mary had been.

And somehow he knew they would be. Just before he left, his granddaughter Mary (named after his own Mary) had written to tell him how happy she was going to be with him. In fact, she was going to make him a special gift, the best gift in the world. She was going to be allowed to go to Midnight Mass for the very first time with Daddy and Mother and she was going to offer the Mass for him. The Sister in school had told her all about Mary and Joseph and the Christ Child. At Midnght Mass they would give her anything she asked for, and she was going to ask Them to take good care of Grandpa so he wouldn't get hurt on those old trains.

John Rivers appreciated the sentiment without being quite sure of the ideas expressed. He knew Johnny had married a Catholic and now and then said something about going to Mass. But a railroad man didn't have much time for Church services, so he hadn't given much thought to any religion. "Guess I'm just a heathen," he'd say, and let it go at that.

Just the same, he always felt different on Christmas Eve, and tonight was no exception. That old, uneasy feeling was creeping up on him again. Well, he had no time for such 'fuddle duddle' tonight. He had one thing to do; to bring his train in on time. Tomorrow he would celebrate with his family.

The Silver Rocket snaked its silver trail through the night. Across the lonely desert stretches it hurtled toward the dark mass of mountains directly ahead. The night was beautiful. The pale moon and the myriad stars hung in an azure sky which formed a velvet canopy fitting snugly on the fringes of the desert. A less practical man than John Rivers would have been inspired by such a magnificent sight. But Old John had a job to do, to bring his 600 sleeping passengers safely into Los Angeles—on time.

As the train neared the mountains, John gave his engine the last bit of speed he could get out of her. Along this final stretch of flatlands he wanted to get all the momentum he could for the steep grades ahead. With every muscle taut, he gazed steadily into the distance, anxious to penetrate the dark foot-hills to make sure no danger lay ahead.

Suddenly he pressed forward in his seat. Was that something on the track ahead? Impossible! He had never met anyone or anything on that narrow desert trail before. But it was something— someone— standing on the crossing!

A long, piercing wail from the engine whistle profaned the sanctity of the silent night. His strong, moist hand clamped down on the air-brake lever, slowly, and firmly. The train shook as if a giant hand had rattled it from end to end. The powerful head-light shone full on the crossing.

Old John saw the picture before him for just an instant, but it was enough. He yanked the straight-air down to the five-pound limit. There in the full glare of the lights stood a man, leading a donkey by a halter-rope; and sitting on the donkey was a young girl with the most beautiful face he had ever seen. They appeared bewildered and did not seem to know which wey to turn.

Old John knew he could never stop his train at the crossing. As it was, the straight-air almost stood the Silver Rocket Train on end, but the heavy train managed to hold to the rails.

"Too late! Too late!" murmured the old engineer, "and on Christmas Eve, too."

The long train stopped several lengths beyond the spot where the small, rough trail crossed the track. With a heavy heart, Old John jumped down from his cab, followed by his bewildered fireman. A consoling thought kept running through his head, "I felt no bump; I felt no bump." But his natural fatalism was prepared for the worst.

Then the excited voice of the fireman arrested him. "John, John, how did you ever see it?"

Following the frantic pointing of the fireman, his eyes grew large. There directly in front of the engine, covering the

NEW YEAR

Rena Stotenburgh Travais

The Old Year passes, toll the bells;
In solemn silence let us wait.
He was our friend. When history tells
Of all his gifts, the small the great,
We shall know better than today
Why we should bend our heads and pray
The New Year dawns, we understand
The dangers waiting for his feet;
Yet keep our faith in this our land.
The bells shall ring down every street.
Faith is a better thing than fear,
Welcome to earth, oh glad New Year.

track to a depth of three or four feet, was a pile of rock and dirt which had slid down the mountainside, lossened by a recent thaw.

As Old John Rivers swung down from his cab in the Los Angeles station at 9.46, he was the center of a Hollywood display of affection. Even the Old Man, with a trace of a tear in his eye, whispered, "John, I knew your 'reactions' were all right."

John Rivers went straight home. Calling his wife aside from the cheerful gathering, he told her alone what he had seen.

"Mary, I don't deserve this praise, I never saw the pile of rocks, but I did see that young man and the beautiful young girl and the donkey. I'll never forget them," declared Old John, and he felt a whole lot better when Mary simply said, "I believe you, John."

Outside the door was little Mary, impatiently waiting for him. Tugging at his arm, she cried, "Come on, Grandpa, I want to show you my bestest present. Daddy made it for me himself and it is the most wonderful one in the world."

Following the enthusiastic child into her bedroom, he saw on the table a beautiful Christmas Crib, with statues of Mary and Joseph beaming down on the new-born Babe.

Old John paled and reached out an unsteady hand for the nearest chair. "The man, and the girl! They are the same. I saw them on the crossing!"

"Of course you did, Grandpa," announced the little girl in a matter of fact voice, " 'cause I asked them to take special care of you last night."

Tempting Santa Claus

By ETHEL KING

Every once in a while Fred Stevenson's tongue would guardedly touch that aching molar in the back of his mouth. It wasn't as bad now as it had been through the night. Whew! how it jumped then! He didn't get a wink of sleep. His mild gray eyes, usually pouchy from eyestrain, looked worse than ever this morning. Yes, he certainly should visit a dentist. But how could he? Dentists were expensive luxuries.

It was almost noon and Fred had been in his teller's cage since the bank opened shortly after nine. It was only a few days before Christmas and a steady stream of neighborhood shop-keepers passed before his window. As he mechanically took in their money—most of it grimy—made change for them, or cashed their checks, that mean old tooth kept up its throbbing while another worry gnawed at his soul—how was he ever to manage about the Orphan's Christmas? For the last fifteen years he had been Santa Claus at the Christmas entertainment of the Orphans' Home down in the Long Island town of Westerley where he lived. A rotund, affable man, he fitted admirably into the part. And not only did he wear the jolly scarlet trappings and hand out the gifts with the proper quips and jokes, but early in his career this Santa had started a habit of paying for all the good things he brought along in his pack. In the beginning this wasn't such a burden for the whole donation then was somewhere between fifty and sixty dollars. But as the years went by the number of children in the Home increased and the price of things went up and up until now this year—why, toys alone would amount to about a hundred dollars and the candy would be another fifty! How could he ever pay for it all? And yet how could he get out of it?

It had been a teriffic year for him. Last spring Mom—eighty years old—had fallen and dislocated her shoulder. She had to have an X-ray, and, oh, she was laid up a long time. Sis got run down taking care of her. Sis wasn't any too strong, poor little lame thing that she was. Both were so miserable in the summer he had to send them away for two weeks at the seashore. That boarding house down in Asbury Park where they stayed, cheap as it was, almost ate up every cent he'd put by. To make matters worse, in September the bank cut his pay, from two thousand down to eighteen hundred, "necessary curtailment." Of course he never let on about this to Mom and Sis. It was great to have them think of him as their successful man who could provide a nice little home for them and simple comforts. And that's what his home town, Weterley, considered him—its successful man! Why, he'd be spoken of to a newcomer as, "Mr. Stevenson, very good position with the Franklin Bank up in Manhattan, y'know." Do you imagine he was going to tell anyone that the highest he ever received was two thousand, and now only eighteen hundred, he a man of fifty who had been thirty years with this same bank giving the best there was in him? Not much! Why, he was pretty sure the other in this mid-town branch where he worked didn't know what he was paid. Oh, yes, the manager did, but none of the rest. The fellows looked up to him,

thought him of importance. He'd been there so long and was so trusted. Why, he'd been there ever since he came out of High School. If he ever lost this job he'd be through! He wouldn't know what to do anywhere else. . . .

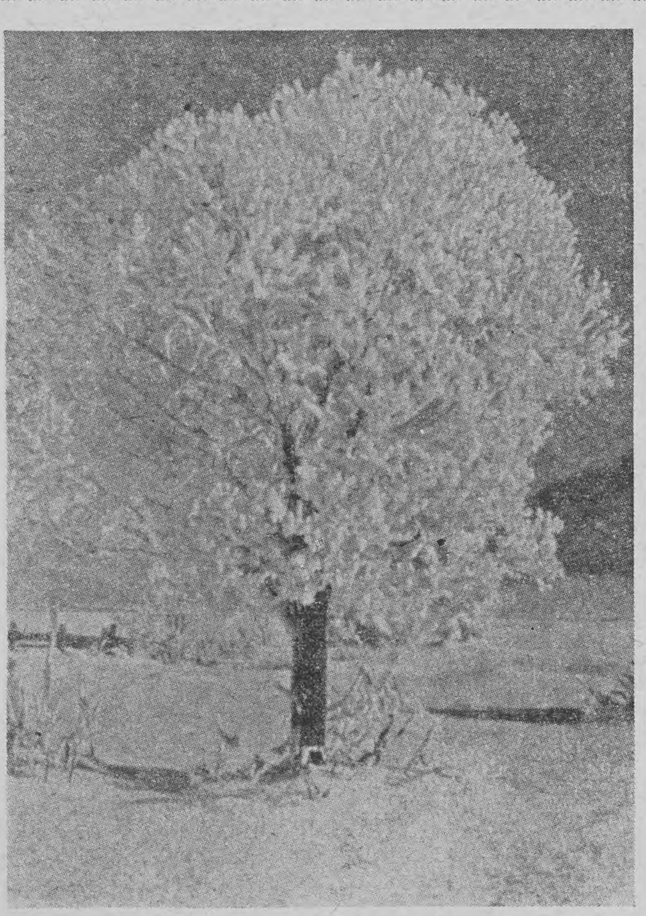
But darn it all about the poor Orphan kids' Christmas! Heaven knows there was nothing he'd like better than to give them a fine time! He enjoyed every moment of it himself. Christmas Day at the Home was something he looked forward to all the rest of the months. How the kids made up to him! Cute, too! Just as cute as they could be! The nuns who took care of the children always made a fuss over him too! Grand, selfsacrificing women those nuns. And the town folks always gathered into the place and they'd flock up and shake hands and slap him on the back, with, "Fred, how would we ever get on without you and your generosity?" Mom and Sis would always be on hand, plump little Mom in her black silk dress, and Sis rigged out in some becoming homemade thing, and with her big baby blue eyes looking like a child herself in spite of her forty-odd years. Yes, Christmas was a big day for Santa Claus Fred! . . . But this year . . . how could he manage it?

And the nerve in his tooth continued pulsing, and the people with their pass books and money and checks edged up, one by one, to his window. Some would have a word with him. Some wished him the compliments of the season. He kept on automatically counting over bills and change and handing them out and receiving more in, and the worried little frown deepened between his tired kindly eyes and his pudgy hands began to feel the tension of his steady work, and all the while in one corner of his mind he was fretting over the Orphans' Christmas. . . .

He'd hung back this year hoping some of the other men on the committee would come forward and say it was about time they shouldered some of the expense. But no, not one offered to give a cent. Yesterday morning he had commuted in with Chris Deely. Deely had a fairly good job in the city with that downtown paper box company. He was one of those self-possessed chaps who could nail you down to a half promise so you had no chance out of it. He'd brought out brazenly:

"Well, Fred, I supose you've ordered the gim-cracks for the orphans. Say, what would Westerley do without you, especially this Christmas! Gosh, you've no idea how hard times are with us married men. We can barely look after our own families. It would be a mighty thin holiday for those poor parentless youngsters if there weren't you, a well-placed bachelor, to help out! Yes, sir, they're all looking forward to it!"

Goaded by this threat Fred had stopped in at a place on the Avenue on his way home last night and obtained ten dollars for the gold watch that had belonged to his father. Now, today, he had that ten with him, and five more that he had been hoarding for Mom's and Sis' Christmas presents. Could he . . . get the kids' things . . . for fifteen dollars? Could he give ten dollars down to the toy man and five to the candy people and offer to make small deposits until the whole was paid up? Whew, it would make him look cheap! Other years he'd gone into these shops with the money he'd saved right in his hand, in crisp new bills, and the store



Jack Frost at his best.

managers welcomed him, and he'd had fun trying out the toys and tasting the candies. But now —he'd have to cringe, beg for time, get short treatment he was sure. Then, too, it would mean he would have to forgo lunches for a long time to come to make those weekly or monthly payments. A gone feeling seized the round little man now as he nodded at the boy at the window and drew in the roll of dirty money from him. It was so long since Fred had a decent meal. From last spring when the doctor ordered Mom and Sis on a diet they had fed him too the same tasteless food prescribed for themselves—quantities of insiped vegetables cooked without seasoning, scarcely any meat, wishy-washy desserts of gelatine and junket and such. Of course if he'd said a word they'd have gladly served him regular eatables, but he didn't want to give them extra trouble. He ate what they set before him and pretended to like it. He used to be able to fill himself up at the restaurant at noon but lately he had to cut down on the cost of these mid-day meals and now there was the ghastly future outlook of no lunches at all. He was loosing weight t o o—in spots. He noticed now when he shaved that the skin on his face and throat was flabby. And his clothes seemed to be getting too loose for him. Once this might have rejoiced him but not now for he couldn't afford new things and he was particular about his appearance. He wasn't an old fellow yet. Nobody'd take him for over fifty. . . .

The pain in his tooth gave an extra agonizing jerk, and then. . then, he discovered that something strange had happened, strange for him, he had lost count of the greasy bills in the wad he was fingering. He went over them again, and then a third time, and his hands began to shake with something more than the nerves of overwork. He was afraid . . . afraid . . . for suddenly he realized he wasn't going along in an error-proof, mechanical manner any more, and that the bits of paper before him were no longer what they had been up to now, simply merchandise. No, these bills were money! And he needed money badly! His restless, bulging eyes peered out through the little window at the stupid looking boy in the stained leather jacket who had handed him the bills.

This was the errand boy and clerk for the man who kept the fruit store around the corner,

CAROL

Earth's lovliest night was this
When from heaven's high abyss
Goldenly came down
Angels to Bethlehem town
Who tuned the organ-breeze
To softest lullabies;
Made this old earth more fair
With snow hushed as a prayer;
And hung within the sky
A glorious star whereby
The shepherd-lads could find
The place where God lay shrined:
Could see His Baby-face,
His Mother's full of grace.
Yes, lovliest night was this
One filled with sweetest bliss,
When to our earth was given
Its Maker fresh from heaven.

Charles J. Quirk, S.J.

Fred knew. It was rumored generally too that this dealer sold more than fruit, in fact did a hidden and lucrative business in bootleg goods, liquor and, perhaps drugs. Now, if anything were to go wrong with his dirty money . . . well, maybe the fruiterer wouldn't dare make too much of a row . . .

Fred's stubby, clean-nailed fingers smoothed out the wrinkled, smudged bills. Then he snapped an elastic band about them, entered the amount, four hundred dollars, in the pass book, then pushed this out to the boy who picked it up and departed. Now occurred a slight lull in business and as no new depositor appeared in sight Fred's hands crept over the bills again. . . . Four hundred dollars! What he couldn't do with that! That would pay for the Orphans' whole jamboree and there'd be enough left over to get something handsome for Mom and Sis. . . . A fur coat for Mom, maybe. . . . She needed something good and warm with her rheumatism. They had some swell looking coats in the window of the large department store on the next block. . . . . It would be the easiets thing in the world to do "borrow" this money . . . just for a little while . . . Later he'd put it back. . .

Then he tried not to start—he prayed he didn't!—when he heard Theodore Cunningham call to him from behind the cage, "You're to go for lunch now, Fred."

Fred nodded, his heart pounding, and as he swept the money into the drawer the sticky bills wrapped themselves around his fingers and he had to shake his hand free of them.

He went to a nearby cafeteria, not the restaurant where he usually lunched. His tooth still hurt him. Although he knew he was hungry he didn't care about eating now, but he got a glass of milk and a lettuce sandwich and brought them over to a seat in the corner. There weren't many in the place yet, the rush wouldn't be on till one o'clock. He sat dazed and shaken, trying now and then to eat the meager food before him. . . The first time in thirty years that he'd ever been tempted! . . . . Sweat trickled down the sides of his face. He reached into his pocket for a handkerchief to wipe away those fear drops—and . . . there was the money! He must have slipped it into his pocket by mistake instead of into the drawer! . . . Well, well, . . . he'd keep it! He'd "borrow" it for a little while! And he was

going out right now to spend it!

He sped over to the department store and in a jiffy picked out a warm, stylish coat for Mom, paid for it and sent it home. Kind of snippy saleswoman! The way she looked at the money . . . probably because they were all small bills and dirty ones. But he didn't care what she thought! Now, he'd get the kids' goods before returning to the bank. It would take him too long to go down town to the places he usually traded with. There were nearer stores that would do nicely.

When he entered a toy shop the sly-eyed dealer came forward. Fred hurriedly told him what he wanted and to be impressive but prtending it was quite by accident brought out a handful of bills. Did a queer, knowing look quiver over the others face when he saw the money? Fred wondered, trembling, or did he merely imagine that? The man led him to the rear. "I've just what you want . . . and cheap," he said, his lids drooping over his sharp eyes. "Now this assortment was ordered by a certain party, but something went wrong and he can't use them, so I'll let you have the whole lot for, well, ninety dollars. Expensive articles — mechanical toys — some of them tricks—the children will go wild over them."

He waved his skinny hand to the glass case where tiny gaudy engines and pistols and balloons and the like were arranged on shelves. Always heretofore the dealers had brought out the toys for inspection and Fred had wound them up and played with them and had an excellent time. But now this man simply indicated the case behind him and all Fred could do was to stare with his blood-shot eyes over the counter into the glass-enclosed playthings. He couldn't ask this cold-blooded man to bring them forth. He couldn't fool with the gew-gaws before him and enjoy it. He counted out the untidy bills and the man accepted them with that bitter smile of his as he wrote down the address of the Orphanage and promised to have the consignment delivered there on Christmas Eve.

With the world outside of his flustered self all blurred and alien now, Fred sought out a candy shop. He made known his wants to a dwarfish fellow with a big head, evidently the proprietor. This one hemmed and hawed,—well, now, candy was high this year. He thought about seventy-five dollars was the best he could do. As Fred listened he groped in his pocket for a pencil and pulled out, unintentionally this time, one of the evil bills. The old man's eyes caught at it and the wooden expression of his face changed. He leered up at Fred, "Now, let me see. . . . Come tothink of it maybe I have something that would do. Yes, I think so. This way, sir." He stepped further into the dark recesses of his long dusky shop. He lit a dim electric light and stooping down lifted up the lid of a good-sized tin box. This box was packed with bright-hued hard candies made not in the usual ball or cube molds but fashioned after strange little beasts.

(to be concluded next month)

NIGHT SKIES IN JANUARY

The stars this month seem far away and cold,
Remote from warmth of human hearth and song.
And seemingly they move, like living gold,
Existing where no mortal can belong.
One wonders how the soldiers who wear wings
Can trust such shimmering things in spaces far,
And yet three wise men found the King of kings
Because they stopped to gaze upon a Star.

—Mary Estelle Daunoy

Merry Christmas

The Maid brought forth the Christ and smiled;
All painless did she give Him birth
For that knew her God-Man child
Was King of all the kings of earth.
She leaned and smiled upon her Son;
The Babe smiled up into her eyes,
And all the angels smiled as one,
And God smiled down from Paradise.
For mankind's hope and joy was born
That winter's night so long ago—
We Christians all this Holy morn
Rejoice that God has blessed us so.
Thus laughing merriment is heard
And joyous hymns and carols sung
When "Merry Christmas" is the word
That blithely flies from tongue to tongue.

—Paul A. Lewis, O.M.I.

The Question Box

Only signed letters will be answered

Do we have the original manuscript of any one book of the Bible?

........The original manuscripts of the Old and the New Testament no longer exist, but by the action of Divine Providence the text has always been copied with the greatest care, and very many ancient manuscripts have come down to us. The oldest known manuscripts of the Hebrew text of the Old Testament date from the ninth and tenth centuries. The earliest manuscripts of the Greek version of the Old Testament and of the New Testament go back as far as the fourth century. They are the **Codex Sinaiticus** (in Leningrad); The **Codex Vaticanus** (in Rome); the **Codex Alexandrinus** (in London); the **Codex Parisiensis** (in Paris); and the **Codex Cantabrigensis** (in Cambridge University).

Did Adam and Eve in Paradise live like the primitive peoples we know today?

The first human beings were created by God in a state of natural perfection, i.e., they possessed both body and mind in a state of full development. From the beginning Adam and Eve were full-grown human beings in Paradise. Through their fall into sin they lost their peculiar gift of knowledge. After their expulsion from Paradise they and their children seem to have lived as civilized beings and not in a primitive condition as hunters and fishers, They cultivated the land and kept cattle and were accustomed to use fire. Their clothes consisted of skins of beasts. The Bible records the progress made in patriarchal times: Cain built permanent dwellings, Jubal invented the lyre and the harp, Tubal-cain, the smith, made knives of iron and bronze.

What is the real meaning of the salutation of the priest and the response at Mass 'Dominus vobiscum' and 'Et cum Spiritu tuo?

This is the way the early Christians saluted one another; and it is said to have been thus handed down by the Apostles. St. Paul, we know, gives instructions in his letters to salute different members of his little congregations. At the close of his epistles you fiind rich and full salutations at parting just as at meeting. In the East this is done to this day. Customs remain the same for thousands of years; they do not change as in new countries. In Syria today, when one goes by a field where men are working, or meets another wayfarer on the road, he salutes: "The Lord prosper you," or "Peace be to you"; and the answer is: "Blessed is he that cometh" or "The Lord be with your spirit." The meaning is the exact translation of the words: The priest wishes the members of the congregation to enjoy the presence of Christ always— "The Lord be with you"— and the response is the polite way of returning the salutation: "And with thy spirit" or in modern parlance, "Same to you, Father."

In the Litany of the Blessed Virgin there re some invocations that I do not understand. Will you please explain for me the exact meaning of "Singular vessel of devotion"?

First of all one must know what the true definition of devotion is. It is not ordinary practice of piety. Devotion means a cheerful promptness and alacrity in all that relates to God's service, in all the duties of religion, in all the duties of life. It implies a kind of vow or promise, since the word is derived from the Latin **vovere** which means to vow. One is "devout" when he is consecrated, as it weer, to his prayer. We say one is **devoted** to his work or to his friends.

Now no creature has ever been so **devoted** to duty nor to God as Mary. God was the one aim and end of her life. She lived simply and wholly for His service. Her devotion was so exceptional that no one can hope to equal it. She stands in a class all alone; hence she is "singular" in that she is **one**. "Vessel" is used as a figure of speech, meaning here "instrument" or "container" of devotion.

An industrious, frugal man and wife living on a farm in the hills decided to buy some adjacent acreage for $5,000 and went to town, to the bank, to make the payment.

They carried in a large milk can, dumped the contents on a table and counted the dollars, quarters and dimes. In the end they discovered they had only $4,900.

The woman looked at her husband with great consternation. "Gracious!" she said. "You know, Henry, we've brought the wrong can!' '

Have you heard these ?

With deep anguish, he begged her to reconsider her answer. "If you don't marry me I'll blow my brains out," he vowed.

"Oh, would you really?" she gurgled. "I wish you would do it. It would be a great joke on father, for he thinks you haven't any."

*

The wife of a black man had presented him with male twin children. Meeting a friend, Sambo was asked if they looked like each other. "Yes, by golly," replied he, "so much that you can't tell them apart, 'specially Rastus."

*

Caller: "How old are you, Marporie?"

Marjorie: "I'm five—an' mother says if I'm good an' eat plenty of oatmeal I'll be six next summer."

The vicar had received two tickets for the opera from one of his parishioners. Finding that he was unalbe to go, he rang up some friends and said: "An unfortunate dinner engagement keeps me from attending the opera tonight; could you use the tickets?"

"We should be glad to do so," was the reply, "but we are your unfortunate hosts."

*

"Did you hear about the accident my brother had? He fell aganst the piano and hit his head."

"That's too bad. Did he hurt himself?"

"Oh, no; not much. You see he only hit the soft pedal."

*

"What is Swiss cheese, really?"

"It's a sort of round animal with a thick yellow skin, and has to be shot twenty-five or thirty times before it is dead. You'll find lots of defunct Swiss cheese in delicatessen stores full of bullet holes."

*

The defendant acknowledged that he hadn't spoken to his wife for five years, and the judge put in a question.

"What explanation have you," he asked severely, "for not speaking to your wife in five years?"

"Your Honor," replied the husband, "I didn't like to interrupt the lady."

*

During an examination, the teacher approached Johnny.

"Does that question trouble you?" she asked.

"It' not the question I'm worried about," Johnny replied. "It's the answer."

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$1,859.10
Mrs. Ant. Schnurr, Regina, Sask.	1.00
Siegfried Doll, Fairview, Alta.	5.00
Lorenz Beilman, Primate, Sask	3.00
	$1,868.10

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave., Regina, Sask.



Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.



An Appropriate and Pleasing

PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $2.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of:

Name ....

Address ....